Gustav und Ina von Buchwald

Villa Möhl

und mehr.

Zweite Auflage.

Leipzig,
Rob. Friese Sep.-Conto
1895.

Villa Möhl

und mehr.

Von

Gustav und Ina von Buchwald.

Zweite Auflage.

Leipzig,
Rob. Friese Sep.-Conto.
1895.

Ihrer Königlichen Hoheit

Augusta Carolina

Großherzogin von Mecklenburg

Prinzeß von Großbritannien und Hannover

allerunterthänigst gewidmet

von den Verfassern.

Villa Möhl.

Du fragst mich, was ich inzwischen angefangen habe, seit wir uns zuletzt gesehen haben, Jürgen Schwefelflitz?" sagte mein Freund Westen. „Höre mal, unser biederer Caneppele hat kaum so viel Chianti in seinem Keller liegen, daß ich mir die Zunge feucht halten könnte, wenn ich dir das alles erzählen wollte. Ein Jahr Algier, zwei Jahre Nordamerika, zwei und ein halbes Jahr Kongostaat, ein halbes Jahr Japan, drei Jahre Sibirien und vier Jahre in Berlin und Feldberg machen dreizehn Jahre, gleich 4745 Tagen plus drei Schalttagen, also in Summa gleich 4748 Tagen oder 113 952 Stunden! Das ist viel Zeit. Wieviel kann ein Mensch oft in einer Minute erleben. Du hast aber doch nicht ganz recht: unter die Eisenbahnkönige bin ich noch lange nicht zu rechnen, und werde es auch wohl nicht. Meine erste Million habe ich allerdings verdient, und die zweite kommt auch wohl noch; aber ohne das Kapital meiner Frau wäre es noch lange nicht so viel. Demnach glaube ich wohl recht zu haben, wenn ich meine Frau für das wichtigste meiner Erlebnisse halte. Natürlich habe ich sie auf der Eisenbahn kennen gelernt.

Das war, als ich aus Rußland zurückkam. Wenn jemand für deutsches Frauenwesen eine empfängliche Stimmung mitbrachte, dann war das dein Freund, der kaiserlich russische Baurat a. D. Gustav Westen.

Ach ja, ich denke noch an den Sonntag Morgen in Wladiwostok. Es war ein kalter Sonnenschein, und ich wollte mich etwas erfreuen. Mein Boot lief prächtig, und der Pelz saß warm. Aber meine Stimmung war verzweifelt. Mir nagte etwas im Innern, und ich hatte doch kein Unrecht gethan. Der Ocean, den wir endlich erreicht, das jahrelange Ziel der Sehnsucht — er machte mir keine Freude. Auf seinen grünen Wogen trug er große glänzende Eisschollen; ich mußte sie oft geschickt umsteuern. Das zerstreute doch wenigstens. Auf der letzten, die ich umschiffte, lag ein altes Wallroß und grinste mich mit seinen gelben Zähnen an. An den Wimpern seiner gemütvollen Augen hing ein gefrorener Zapfen wie eine Thräne. Ob ein solches Wallroß wohl wirklich weinen kann?

Ich gab dem Ruder einen Ruck, legte die Segel um und steuerte wieder landwärts. Das Meergrün war mir unangenehm geworden. Die Farbe erinnerte mich an etwas, das ich lange nicht gesehen, und ich wußte doch lange nicht, an was. Endlich fiel mir's ein, an den schmalen Lucin!

Weißt du noch, Schwefelflitz, wie wir dort als Jungen Entdeckungsreisen machten, wie wir den Lucin auf den Namen Rhein tauften, wie wir an dem Vorsprung landeten und dort die Erdhöhle fanden, das Skelett mit den Zeug- und Fellresten darin? Wie ich mir die Doppelflinte nahm und du die Büchse? Es wußte niemand mehr, wer der Todte sein konnte. Einer aus der Franzosenzeit, meinten die Leute. Nun, du wirst noch zu wissen bekommen, wer dieser Mann gewesen ist.

Ach ja, alles das fiel mir wieder ein, und dazu das schreckliche Cholerajahr, das mir Eltern und Geschwister auf einmal raubte. Aber das Schreckensjahr sah nicht mehr so finster aus, die Erinnerungsfarben der Heimat, der ewige Jugendsonnenglanz überstrahlte alles andere. Ein leuchtender Regenbogen zog sich über die dunkeln Wolken hin.

Da stand mein Entschluß fest.

Am Abend ging ich aus meinem Hause ins Palais über das Trittbrett. Du mußt nämlich wissen, daß nicht nur ich die letzten drei Jahre in einem Eisenbahnwaggon gewohnt hatte, sondern daß Sr. Excellenz das auch that, der geniale Schöpfer der beiden asiatischen Weltbahnen. Den Waggon des Generals pflegte ich das Palais zu nennen. Mein hoher Vorgesetzter brauchte mich in seiner Nähe, zumal ich die Brücken zu konstruieren hatte, die wir auf unserer Wanderung von Petersburg bis Wladiwostok passieren mußten. Die glücklichen Zeiten waren nicht mehr, wo sich unsere Lehrer damit zufrieden gaben, wenn wir wußten, daß Ob, Jenisei und Lena die Hauptströme Sibiriens seien. —

„Guten Abend, Herr Baurat", rief mir der General entgegen, der vor seinem Samowar saß, Thee trank und Cigaretten rauchte, „wollen Sie mit nach Petersburg? Ich fahre heute Abend ab."

„Danke schön, Excellenz, das kommt mir sehr gelegen. Es hat doch auch sein Gutes, in der Eisenbahn zu wohnen. Da braucht man nicht ums Einpacken zu sorgen." —

„Schön, daß sie bereit sind, lieber Baurat! Ich bekam eben schon einen kleinen Schrecken, als Sie eintraten, denn ich befürchtete, Sie hätten wieder etwas Konstructives ausfindig gemacht, das meine Abreise in der elften Stunde verzögern könnte." —

„Nein, Excellenz, das war es nicht, was mich kommen hieß. Das Werk steht fest: Nordasien ist dem Weltverkehr erschlossen! Das liegt hinter uns. Was die Zukunft bringen soll, das trieb mich her." —

Der General lächelte müde und fuhr bedächtig mit der Hand über den weißen Bart. Leise das Haupt schüttelnd, sagte er: „Meine Pläne sind abgeschlossen!" —

„Und ich möchte auch in die meinigen Abschluß bringen, Excellenz. Darf ich offen Farbe bekennen? Als ich heute Rückblick über die letzten Jahre hielt, da stieg's in mir auf wie ein Gewitter. Eine dumpfe Schwüle legte sich mir über das Gemüt. Im Sonnenbrand und im Schneesturm war

mein Leben ein Hasten nach Ehre und Geld, ohne Rast, ohne Ruh'. Nur die Arbeitslust, die Freude am Wagen und Konstruieren — daneben auch wohl das Bewußtsein, der Menschheit etwas nützlich zu sein — hielten mich aufrecht. Ich bin müde geworden, ohne krank zu sein. Drei Jahre nun bin ich Ew. Excellenz treu gefolgt als bescheidener Mitarbeiter und ich kann wohl selber sagen, meine Brücken sind brauchbar. Geld, Orden und Ehre habe ich dafür erhalten — Befriedigung nicht. Verzeihen, Excellenz, daß ich es wagte, eine Parallele zwischen Ihnen und mir zu ziehen. Sie fiel beschämend genug aus. Wenn Ew. Excellenz Ihr Tagewerk betrachten, so fließt ein Lohn über, der mir nicht zu teil werden konnte. Sie sind Russe, und Rußland und Rußlands Kaiser ist ihr ganzes Werk zu nutze gekommen; auf lange Zeit hinaus haben sie der Kultur Ihres Vaterlandes die Wege gewiesen. Ich habe meine besten Jahre in der Fremde verbracht. Als der Tod mir alle entriß, die ich liebte, da vergaß ich, daß die Heimat auch einen Anteil an meinem Herzen habe. Und wie ich nun heute so nachgrübelte, stieg der heimatliche Flecken mitten zwischen den blauen und grünen Seen mit den herrlichen Buchenwäldern vor meiner Seele auf.

Da kamen die schwülen Gewitterwolken zum Platzen. Wie ein Wetterleuchten flammte das Heimweh auf und ward zum Wettersturme. — Ich habe die Ehre, Eurer Excellenz mein Entlassungsgesuch gehorsamst vorzulegen."

Da sah mich der große Mann mit freundlichen Augen lange an und legte mir die Hand auf die Schulter: „Ob ich das nicht geahnt habe, lieber Westen! Ihnen wird nicht eher wohl, als bis Sie sich in Ihrer mecklenburgischen Heimat — Feldberg heißt der Ort ja wohl — ein eigenes Heim gegründet haben. Odysseus gehört nach Ithaka. Was an mir liegt, so soll alles geschehen, was zur Beschleunigung Ihres Gesuches geschehen kann. Dies sei der erste Schritt dazu."

Der General drückte auf den elektrischen Knopf, der zu dem Zugführer leitete. Ein lauter Pfiff ertönte, ein Rucken

und Zucken drang durch die Glieder des Zuges, dann brauste unser langjähriges Wohnhaus gen Westen.

„Wissen sie wohl, Baurat, daß ich ebenso gedacht habe wie Sie?" fuhr der General fort, „auch ich habe die Ruhe angetreten. Was soll ich ferner noch wirken? Ich hatte einen Lieblingsplatz in Petersburg, wo ich mir den Ort meiner letzten Tage hinwünschte. Meines Kaisers Gnade hat ihn mir geschenkt. Da will ich mir ein Haus bauen, ganz nach meinem Geschmack. Ich habe mir die Zeichnungen dazu selber angefertigt. Nun wollen wir einmal baukritische Revue halten." —

Das Palais des Generals war tadellos gehalten, alle Risse und Entwürfe waren vortrefflich und bis in das kleinste genau ausgearbeitet. Dann kamen die Zimmereinrichtungen an die Reihe. Sie enthielten die Quintessenz des slavischen Geschmackes. Besonders gefielen mir die Möbel mit eingelegten Halbedelsteinen, denn sie zeigten sich einfacher gehalten, als man sie sonst in den Prunkgemächern russischer Magnaten findet. Ganz eigenartig aber muteten mich eine Reihe von Entwürfen zu Holzschnitzereien an. Die Ornamente bestanden in reichen Wellenlinien.

„Slavisch ist das ohne Zweifel", rief ich aus, „aber in Rußland habe ich derlei Ornamente noch nicht gesehen."

„Sie müssen auch nach Mecklenburg gehen, wenn sie die Originalvorlagen finden wollen. In den Großherzoglichen Sammlungen zu Neustrelitz liegen sie und bei Feldberg sind sie ausgegraben. Ich bin durch die Berliner Zeitschrift für Ethnologie aufmerksam darauf geworden. Ursprünglich sind es Verzierungen für wendische Thongefäße. Sie leicht verändert zum Holzornament zu machen, ist mein eigener Gedanke. Von allen Holzbildhauern, die ich kennen gelernt habe, wüßte ich aber nur einen, dem ich die Arbeit übertragen möchte. Es gehört historischer Sinn dazu, sie auszuführen. Der Künstler muß die Idee begreifen und selbstständig verwirklichen. Wenn ich nicht irre, so ist der Bildhauer, an den ich denke, ein geborener Mecklenburger. Es ist der

Kommerzienrat Möhl in Berlin. Ich lernte ihn in Petersburg kennen, wohin er eine Tochter verheiratet hat. Auf Ihrer Rückreise müssen Sie ja doch über Berlin. Ich habe die große Bitte an Sie, ob Sie das Geschäft nicht für mich abschließen wollen?"

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Wieder ein Pfiff und ein Rucken im Zuge. Doch ehe die Lokomotive den Bahnhof von St. Petersburg verließ, ward die Thüre aufgerissen. Leicht sprang eine jugendliche Frauengestalt hinein. Eine weibliche Stimme rief von außen: „Na, grüß' Mudding ook und kam gesund na Huus!" —

„Ja woll, Lining, dor warr' ick nich up vergäten", antwortete die Eingestiegene, und im selben Augenblick setzte sich der Zug in Bewegung. Wenn die heilige Cäcilie aus dem Rafaelschen Bilde herausgetreten wäre und hätte mir die schönste Hymne vorgesungen, so hätte mich der Klang der Himmelstöne nicht mächtiger ergreifen können, als der Laut der Muttersprache.

Es kam mir wie Thränen in die Augen, und um meiner Rührung Herr zu werden, wollte ich etwas sagen. Es fiel mir aber nichts anderes ein, als: „Na, wenn Se't vergäten, warr ick Se dooran denken helpen!"

„Is nich nödig! Good'n Dag ook, Landsmann", sagte die junge Dame munter, „wo kamen Se denn her?"

Ok ut Mäkelborg, öwer so mitt'n lütten Bagen öwer Afrika, Amerika, Japan und nu taulezt öwer Sibirien von Wladiwostok."

„Freut mich sehr, Ihre Bekanntschaft zu machen, Herr Baurat", sagte die junge Dame, aus dem Plattdeutsch in den Gesellschaftston verfallend.

„Woher kennen Sie mich denn, gnädiges Fräulein?" fragte ich erstaunt.

„Das ist doch leicht zu raten. Sie können nur mit dem ersten Zuge von Wladiwostok angekommen sein, und der enthielt nur den General und den Herrn Baurat Gustav Westen aus Feldberg. Unser Landsmann Dr. Franz Gesellius hat in

seinem Petersburger Herold eine große Biographie von Ihnen geliefert. Wenn Sie eitel werden wollen, können Sie die lesen."

Nun hätte ich gerne gefragt, wer meine Reisebegleiterin wäre, aber dazu ließ sie mir keine Zeit, denn sie zog die Nummer des Herolds aus der Reisetasche. Ich mußte hinein sehen. Und da ich darin allerdings viel unverdientes und zum Teil auch verdientes Lob fand, legte ich das Blatt beiseite, um sofort ein Examen über die Strecke der Kongobahn zu bestehen, die bis an die deutsche Kolonialgrenze führt. Das Ende hatte ich nämlich gebaut.

Die junge Dame hatte überraschend viel gelesen und fragte mit Verständnis für die Natur und für das Leben der mindercivilisierten Völker.

Ich merkte nicht, wie die Zeit hinstrich.

Das ist übrigens sehr begreiflich. Jahrelang hatte ich überhaupt wenig Gelegenheit zum Plaudern und vor allen Dingen nicht deutsch, und noch tausendmal weniger mit einer gebildeten, schönen jungen Dame. Offenbar von Natur freimütig angelegt, konnte das junge Mädchen sich frei gehen lassen, denn sie war sich durch eine vorzügliche Erziehung ihrer Grenzen bewußt. Die Lage und die kleinen Handreichungen auf der Reise begünstigten das Zwanglose dieses Verkehrs.

Als wir uns müde geplaudert, schliefen wir ein wenig und dann fingen wir wieder an.

Daß ich eigentlich selber am meisten geredet und all mein Fühlen und Denken ausgekramt hatte, das merkte ich erst, als wir uns Berlin sehr genähert hatten.

„Adieu, Herr Baurat, ich will noch einer Freundin guten Tag sagen", rief die junge Dame plötzlich auf einer kleinen Station, wo der Zug nur eine Minute hielt — kaum, daß ich Gelegenheit hatte, ihr beim Aussteigen behülflich zu sein.

„Auf Wiedersehen, Herr Baurat!"

Sie hatte mir die Hand gegeben. Merkwürdige Empfindung. Ich glaube, die Menschen haben, wie jener südamerikanische Fisch, einen elektrischen Apparat in sich.

Als der Zug in Berlin einfuhr, war mir immer noch so, als säße die junge Dame mir noch gegenüber.

Hätte ich doch bloß gefragt, wie sie heißt und wo sie her ist!

Das kommt davon, wenn man solange zwischen den Wilden Eisenbahnen baut.

Berlin hatte sich merkwürdig verändert. Das drängte sich mir mit Macht auf, als ich es nach neunjähriger Abwesenheit zum erstenmal wiedersah. Ich fuhr den ersten Tag umher, einmal wieder deutsches Wesen und Wirken zu beobachten, um mich daran zu freuen. Gegen Abend folgte ich dem Menschenstrome, der unter den Linden dahin floß. Eben im Begriff, in das Café Bauer zn treten, sah ich eine Dame um die Friedrichstraßenecke biegen.

Das war sie, das mußte sie sein! Das Kleid war von gleicher Farbe! —

Verschwunden — wie vom Erdboden aufgesogen. Wo habe ich meine Augen gehabt! Ach, da kommt sie aus dem Laden. Nun will ich aber hinüber und wissen wie sie heißt. — —

„Ach, bitte tausendmal" — ein ganz fremdes Gesicht unter dem breitrandigen Hut.

Im deutschen Theater ging's mir noch einmal ebenso. Besser war's in der Nacht. Da sah ich sie im Traume: Ich lag auf irgend einer Steppe im Frühlingsschmuck, auf der alle Gewächse prangten, die ich je gesehen. Da wuchs eine Ananas neben der kleinen blauen Cilla Sibirica. Duftende Hyazinthen und Tulpen, wie sie die asiatischen Steppen schmücken, wuchsen da zwischen deutschem Rittersporn und Kornblumen.

Geschäftige Termiten bauten da Stationen und glatte Wege. Fleißige Ameisen legten Schwellen darauf und große, langbeinige Spinnen zogen die Schienengeleise. Maulwürfe bauten Tunnel durch kleine Hügel. Grillen waren die Weichensteller, und der Herr Bahnhofsinspektor war ein grüner Heuschreck. Pfeilgeschwind sausten die Extrazüge aus blauen Glockenblumen daher, und wenn sie an der Station hielten,

drängten sich kleine Bienen an die Waggons und schrieen mit dünnen, gellenden Stimmchen: Zelle Honig gefällig! Zelle Honig gefällig.

Dies kam mir denn doch seltsam vor. Ich richtete mich ein wenig auf und sah vor mir einen Cactus-Strauch stehen, von dem aus eine mächtige Knospe aufragte. Silbernes, feines Fädengespinnst umhüllte den langen Blütenstiel, und die geschlossene Knospe ragte spitz in langen schmalen, goldgelben Deckblättern aus dem Silberschleier. Es war eine „Königin der Nacht". Zu der führten alle die vielen kleinen Elfeneisenbahnen hin.

Die Sonne sank im Westen, und wie ihre scheidenden Strahlen über die Blumenfläche liefen, da bewegten sich die gelben Deckblätter. Sie sprangen auf und bildeten einen goldenen Strahlenkranz um eine schöne, weiße, geschlossene Blüte. Die Sonne sank. Kaum aber war der rote Ball im Abenddunst verschwunden, da platzte die schneeige Blüte auf zu einem großen, großen Kelche. Betäubender Vanilleduft umfing mich. Ich konnte mich nicht satt sehen an dieser zarten Blütenpracht, und je länger ich in den Kelch hineinsah, um so größer ward er — riesengroß. Und die Staubfäden verdichteten sich zu einer weißen, glänzenden Gestalt, und die Gestalt trug so liebe, wohlbekannte Züge und die rosigen Lippen sagten: „Guten Morgen, Herr Baurat Westen, freut mich sehr, Ihre werte Bekanntschaft zu machen."

Da wachte ich auf und rieb mir die Augen. Den ganzen Morgen konnte ich diesen Traum nicht wieder los werden.

Gegen Mittag raffte ich mich auf und nahm die Pläne, die mir der General gegeben hatte, und fuhr zu dem Kommerzienrat Möhl. Er war beschäftigt, und ich mußte eine volle Stunde warten. Die ward mir aber nicht lang, denn ein junger Bildhauer führte mich durch das große Geschäft. Da war eine allmächtige Tischlerei für alle Holzarbeiten, die ins Haus gehören, mit einer Drechslerwerkstatt verbunden. Dann kamen Ateliers für die Schnitzereien der einfachen Dekorationen. Bedeutende Bildschnitzer aber hatten ihre eigenen,

künstlerisch ausgestatteten Räume. Auch Bildhauerei in Marmor und Bronzeguß ward da getrieben. Künstler ersten Ranges waren mit dem Kommerzienrat in Genossenschaft getreten. Ich hätte gerne noch eine Stunde länger beschaut und gestaunt, doch dazu war keine Zeit. Der Herr Kommerzienrat ließ bitten. — Die freundlichen Grüße des berühmten Generals berührten ihn angenehm, und die Idee, jene keramischen Ornamente in Holz zu übersetzen, machte ihm besondere Freude. Er trat an einen Schrank und holte einen Kasten verzierter Scherben hervor, die den Vorlagen glichen wie ein Ei dem andern. „Die habe ich bei Feldberg selber gesammelt", sagte der Herr Kommerzienrat, „der Ort hat für mich ein besonderes Interesse. Für eine Sommerfrische will ich Ihnen denselben empfehlen, Herr Baurat. Sie werden wohl nach Ihrem anstrengenden Aufenthalt in Sibirien etwas Rheumatismus bekommen haben. In Feldberg ist eine Wasserheilanstalt."

„So, das ist mir neu", antwortete ich, „die war doch früher nicht da?"

„Kennen Sie den Ort denn, Herr Baurat?"

„Ich kann nicht dafür, daß ich da geboren bin, aber ich freue mich dessen und gehe stark mit dem Gedanken um, mir da ein Haus zu bauen."

Unter den buschigen Brauen des Kommerzienrats leuchtete es freundlich auf. Flugs aber wandte er sich wieder zu dem Auftrage, den ich ihm übermittelte, und nach einigen Stunden emsiger Prüfung gelangten wir zu einem befriedigenden Geschäftsabschlusse. „Wollen Sie das einsame Mahl eines Strohwittwers mit mir teilen, so seien sie mir willkommen", sagte der Kommerzienrat am Schlusse, und ich war dazu gerne bereit, denn meine Morgenträumerei hatte mich das zweite Frühstück vergessen lassen.

Die Tischunterhaltung zeigte einen vielseitig gebildeten Geschäftsmann und ließ dabei unverkennbar ein religiöses Gemüt und eine kernloyale Gesinnung hindurchschimmern. Der Mann gefiel mir. Er mochte wohl ein viertel Jahrhundert

älter sein als ich, aber er hatte trotz des frühzeitig weißen Bartes viel jugendliche Frische in seinem Wesen. Sein Gesicht kam mir bekannt vor, und ich konnte es doch nie gesehen haben. Es ließ mich fortwährend nach Ähnlichkeiten suchen, die ich doch nicht zu finden wußte. Daneben fesselte ein hölzerner Tafelaufsatz meine Aufmerksamkeit.

Oben trug er ganz realistisch ausgeführt auf einer Schüssel des mecklenburgischen Bauern Festessen: einen Schweinebraten mit knuspriger Kruste, umrahmt von Klößen und Backobst. Dies Schaustück ward getragen von einer unvergleichlich feineren Arbeit, einem Rankengewinde aus Passionsblumen. Trotzdem auch hier anscheinend gar nicht stilisirt war, stellten sich die Blätter, Blumen und Ranken bei genauer Betrachtung zu Buchstaben zusammen. Ich entzifferte ganz deutlich den Vers:

Befiehl du deine Wege
  Und was dein Herze kränkt
Der allertreusten Pflege
  Deß, der den Himmel lenkt.
Der Wolken, Luft und Winden
  Giebt Wege, Lauf und Bahn,
Der wird auch Wege finden,
  Da dein Fuß gehen kann.

„Den Untersatz haben Sie selber geschnitten, Herr Kommerzienrat", rief ich bewundernd aus. Mein Wirt nickte zustimmend. „Wie kommt aber der Schweinebraten darauf? das muß mecklenburgisches Werk sein"? fuhr ich fragend fort.

„Ist es auch", lautete die Antwort, „meine Frau hat ihn geschenkt bekommen unter der Bedingung, daß er Hausinventar bleibe. Es hat ihn ein Feldberger gemacht. Ja, das ist eine eigene Geschichte. Sie wollen sie hören? Nun, in Feldberg würde man sie Ihnen sicher, aber schwerlich ganz richtig erzählen. Darum will ich es beim Kaffee thun. Sie rauchen doch?"

„Mächtig", sagte ich zustimmend, und folgte meinem Wirt in das behagliche Rauchzimmer.

„Der Tafelaufsatz hat eine eigene Geschichte", begann der Kommerzienrat, „sie hat sich in Ihrer Heimat zugetragen,

ehe Sie geboren waren. Der Mann, der ihn geschnitzt hat, war schon ein großer Junge, als Ihr Vater heiratete. — Den Hederichschen Laden kennen Sie noch? Hederich ist reich geworden darin. Sein Vorgänger aber ward arm bei dem Strechowschen Konkurs und starb, als er aus dem schönen Haus heraus mußte.

Krank an Herz und Körper, zog seine Witwe zu einem entfernten Verwandten, dem Tischler Fuhlensiek. Ein kleines Bündel Wäsche und ein kleiner Junge, das war ihre ganze Habe.

Fuhlensiek war gut zu ihr. Er hätte sie gerne geheiratet. Aber sie war krank und konnte ihren Seligen nicht vergessen. Als sie starb, ging es mit Fuhlensiek bergab, er verwahrloste sein Geschäft und ward ein Trunkenbold. Den kleinen Fritz behielt er und war freundlich gegen ihn, wenn er nüchtern war — das war aber ziemlich selten.

Im kalten Winter hatte man die Mutter hinausgetragen auf den hohen Kirchhof, und der kleine dumme Fritz meinte, wenn es Frühling würde, so müsse die Mutter wieder aufstehen aus der Erde.

Er konnte ja noch nicht begreifen, daß die Menschen sterben müssen.

Und die Frühlingssonne stieg empor. Der Schnee war zertaut, und in den Gärten begannen blaue, gelbe und rote Blumen zu blühen. Die Mutter aber kam nicht wieder. — Fritz hatte eines Tages viele Schläge bekommen, denn er wollte in dem Garten seines Vaters Blumen pflücken. Er wußte ganz bestimmt, daß er das im Vorjahre gedurft hatte. Warum prügelten ihn nun die fremden Menschen dafür?

Er wollte das Mutter klagen, die nun doch endlich aus dem Erdbette aufstehen müßte, weil es doch schon so schön und warm war. Mit großen Thränen im Auge stieg er bergauf zum Friedhofe. Alle die kleinen Hügel da prangten im Frühlingsgrün, nur ein Hügel war graugelb und sandig. Daneben lag jetzt ein neues Grab; es war auch noch nicht

mit Rasen und Epheu bewachsen, aber es lagen Kränze darauf und Sträuße.

Auf den kahlen Hügel setzte der Junge sich hin und weinte und dachte nach. Die anderen Leute, die man da eingegraben, ständen auch nicht auf. Wie sollten sie das auch wohl anfangen, wenn so große Bäume über ihnen wüchsen?

Er fing an das Rätsel des Todes zu begreifen, und das erschütterte ihn. Er starrte vor sich hin und sah nicht und hörte nicht. Er wußte nur, daß er so allein war — mutterseelen allein.

Als er wieder zu sich kam, stand ein kleines Mädchen vor ihm. Es hatte von dem letzten Grabe zwei Blumen genommen und hielt sie dem Knaben entgegen.

„Din Mudding keen Blomen hädd — min hädd", sprach das Kind.

Der Junge nickte stumm und sah sehr groß auf das kleine Mädchen herab.

„Du, din Mudding ook Blomen hebben — doar sünd se", fuhr die Kleine fort und pflanzte die beiden abgebrochenen Blumen mit dem Händchen auf den leeren Hügel.

Da fühlte der Junge, daß er nicht mehr allein war auf der weiten, öden Welt. Er sah das kleine Mädchen an und sagte: „Wo heeßt du?"

„Ick heet Mile!"

„Un ick heet Fritz!"

„Du nich weenen möst", sagte darauf die Kleine, die viel klüger war als der Junge, obgleich sie kaum halb so alt war als er, „Uns' Muddings beid' in'n Himmel sin — doar sünd ook schöne Blomen un veel Engels." — —

Das war Mile Merus, des Gefängniswärters Tochter vom Amtshof.

Fritz begleitete sie nach Hause, in dem der alte Merus seine Dienstwohnung hatte; unten war es Wohnhaus, oben Gefängnis. Dahinter aber lag der Garten. Darin spielten die beiden oft und bauten sich Nester, denn sie waren gute

und treue Freunde geworden. Und treue Freunde blieben sie auch, als die Zeit heran kam, wo Fritz in die Schule gehen mußte.

Die Jungen neckten ihn ob dieser Freundschaft, aber da verstand Fritz keinen Spaß. Als ihn Jochen Hederich einmal Mile statt Fritz und „lüttes Mädten" genannt hatte, walkte er ihn auf der Straße ganz gehörig durch und zerriß ihm die Jacke. Tischler Fuhlensiek stand dabei in der Hausthüre. Er hatte die Hände in den Hosentaschen und den unvermeidlichen Pfeifenstummel mit selbstgebautem Tabak — zur Hälfte mit wohlriechendem Schwichtenberger gemischt, der Mecklenburgs Stolz ist und noch heute neben dem vortrefflichen Tabak von Sandhagen den Bremer Havannageschäften als Einlage dient.

Wenn Fuhlensiek diesen Tabak rauchte und unterweilen „eenen lütten Griesen" aus Canow genehmigte, konnte er oft ganz boshafte Reden führen.

„Süh, dat is den witten Juden sinen Jungen siehr gesund", sagte er, als ich meinen Gegner weidlich abgewalkt hatte.

Das ward dem alten Hederich hinterbracht, und Onkel Fuhlensiek mußte die Jacke ersetzen. Als die Parteien den Amtsgerichtshof, wo dies Urteil gefällt war, verließen, soll Onkel Fuhlensiek zu dem Kaufmann gesagt haben, wenn er ihm einmal im Mondenschein begegne, würde er ihm den Rock vorher ausziehen, ehe er ihn durchprügelte. Dieses mußte Onkel Fuhlensiek aber vor Zeugen abbitten, als er von Hederich einen neuen Schnapskredit begehrte und dann auch erhielt.

Zwischen Jochen Hederich und Fritz aber war seitdem Unfriede alle Wege. Noch freilich standen die Sympathien des Fleckens und des Amtshofes auf Fritzens Seite, doch das sollte sich im folgenden Jahre ändern.

Fritz und Mile wollten wie gewöhnlich am Sonntag Morgen einen Blumenstrauß nach dem Kirchhof bringen, da kam ihnen schreiend und schnatternd die Gänseherde entgegen.

Voran schritt der große böse Gant, der Hederichs gehörte. Frech ging er auf Mile zu und begann mit dem Schnabel in ihren Strauß zu picken. Schreiend hielt sie die Blumen in die Höhe, aber der große Vogel reckte den langen Hals und pickte wieder. Mile barg den Strauß unter ihrem Schürzchen. Da ward der Gant wild und böse und schlug sie mit den Flügeln, das sie umfiel. In demselben Augenblicke sauste ihm aber auch ein Feldstein an den Kopf, der ihm den Schädel zerschmetterte. Mile lag nachher ein paar Tage zu Bette und trug das eine Ärmchen noch lange in einer Binde; ein Flügelschlag des Gänserichs hatte ihr den linken Arm zerbrochen.

Als Fritz am andern Tage in der Schule war, trat der Herr Rektor herein und hielt eine große Rede, daß man sich nicht vergreifen dürfe an seines Nachbars Gut. Es sei ein räudiges Schaf in dem Stalle, das sei Fritz. Der habe aus niederträchtiger Bosheit den Gänserich des Kaufmann Hederich getötet. Das sei Neid, weil der Herr den Frommen oft schon hier mit zeitlichen Gütern segne. Das sei Grausamkeit, arme Tiere zu töten.

Vergebens suchte der Kantor etwas dagegen einzuwenden, der Rektor schnitt ihm das Wort ab, nahm den Stock und sprach: „Wer sein Kind lieb hat, der züchtigt es“, und prügelte den armen Fritz, bis der Haselstecken durchbrach — dann ging er zu Herrn Hederich, bei dem er zum Mittagsessen eingeladen war.

Seit jenem Tage war Fritz das räudige Schaf von Feldberg. Alle Jungen riefen ihm nach: „Räudiges Schaf!“ — aber wehe ihnen, wenn er sie gefaßt bekam.

Ja, Fritz war ein hinterlistiger Thunichtgut, der Gänse totwarf. Wo irgend etwas ruiniert war, da mußte Fritz es gethan haben, solange, bis er es endlich wirklich that, um doch zu wissen, warum er geschimpft und geprügelt ward.

Nur der alte Kantor glaubte das nicht immer und mochte Fritz gerne, weil er schnell begriff und gut behielt.

Und noch eine war da, die immer lieb und freundlich war: Mile Merus, nun auch schon ein fleißiges Schulmädchen, ein kleines, kluges Hausmütterchen, das ihrem Vater schon die Kartoffeln kochte.

Manch Ungewitter zog über Fritz hin, aber es gab doch auch schöne Tage. Da lachte der goldene Sonnenschein über den blauen Seen und selbst das alte Schulhaus versuchte freundlich auszusehen. Noch fröhlicher aber strahlten die frischen Kindergesichter, die nun des Zwanges ledig, der dumpfen Schulstube entronnen, ins Freie blickten. Wie die Jungen dahin sprangen, wie sie Bücher und Mützen in die Luft warfen und wieder auffingen, und wie sie sich faßten, um freundschaftlich die Kräfte zu messen!

„Na, na", drohte der alte gute Kantor, der immer einen Regenschirm unter dem Arme trug und ernsten Schrittes dem nachmittäglichen Kaffee zustrebte, den er aus selbstgezogenen Eichorienwurzeln mit vieler Kunst zu bereiten wußte.

Und von der anderen Seite her kamen die kleinen Schulmädchen getrabt, die holprige Straße herab, daß die kleinen Holzpantoffeln auf den Steinen klapperten. Wie flink das ging! Noch flinker aber gingen die kleinen Plappermäulchen, denn was gab es nicht alles zu erzählen. Was für ein schönes Kleid ihr die Mutter zum nächsten Sonntag fertig genäht hatte, ein schottisches mit grün und gelb und blau und rot, rühmte Wieschen, und Lieschen sollte eins haben: „dor is lilla auch mit ein." Und Stining sagte, was für ein wunderschönes „Essend" sie zu Mittag kriegte, und Lining hatte noch etwas viel Schöneres von ihrer Puppe zu berichten.

Die kleine Mile Merus, ein blondes, rosiges Mädchen von acht Jahren, trennte sich schweigend von den Gefährten und schritt unter den großen Bäumen dem Amtshof zu, nicht ohne dem zahmen schwarzen Storch im letzten Hause zur linken Hand noch einen freundlichen Gruß zugenickt zu haben. Still und sinnig wanderte sie dem Amtshof zu, einer Halbinsel, die einst von den Wenden dicht besiedelt

war. Vielleicht hatte da sogar einst ein Tempel gestanden. Nun erhob sich aus baumumwachsenem Platze das großherzogliche Schloß, das auf den Grundmauern einer Ritterburg stand, von dem Herrn Landdrosten bewohnt. Bescheidener, aber lieblicher war das Haus, in dem der neue Amtsrichter mit seiner jungen Frau wohnte, die so schöne, freundliche, schwarze Augen hatte. Nach der Wohnung pflegte die kleine Mile Merus mutiger hinzublicken, denn sie durfte der schönen Frau Amtsrichter bisweilen im Garten ein bißchen helfen, und die hatte so wundervolle Blumen, wie sonst kein Mensch in Feldberg. Vor dem Herrn Amtsrichter, der sehr strenge war, hatten die Leute einen gewaltigen Respekt, obwohl er aus dem Orte gebürtig und sogar auf dem Amtshofe aufgewachsen war. Der Herr Amtsrichter mit dem großen Strohhut kam Mile gerade entgegen. Mile knixte höflich. Er streichelte sie und sagte: „Fleißiges Kind, fleißiges Kind! Du kannst mir zu morgen Erdbeeren suchen, am schmalen Lucin wachsen welche!"

Da ward Mile ganz rot und sah ihm verstohlen nach Sie war ganz glücklich, denn die Frau Amtsrichter kaufte nicht von allen Kindern Walderdbeeren.

Nach dem schmalen Lucin wollte Mile ja gerade heute mit Fritz hin und Blumen suchen. Da war es so schön, wenn sie für die beiden Gräber da Sträuße wanden. Bewegte dann der laue Abendwind die zarten Blütenglöckchen, daß sie sich zitternd hin und her schwangen, dann pflegte Mile in frommer Einfalt die Hände zu falten und sagte leise erschauernd: „Die liebe, gute Mutter schickt Grüße vom Himmel, ich muß recht gut und fromm sein, damit ich zu ihr komme."

Es war so schön da am schmalen Lucin, und Fritz holte Mile zur rechten Zeit ab. Damals sah es anders aus als jetzt, die Buchen wuchsen noch auf beiden Seiten des Wassers und ließen ihre dunklen Zweige in das klare lichtgrüne Wasser herabhängen. Das aber sah noch heller und klarer aus, je dunkler das Buchengrün sich an den steilen hohen

Lehmbergwänden hinaufzog. Wie standen die Wände so hoch und feierlich, wenn Fritz den leichten Kahn aus dem breiteren Gewässer in den schmalen Lucin einlenkte.

So sollte der große deutsche Rhein aussehen, wußte Mile zu erzählen und Fritz wußte es auch — sagte es aber nicht. Sie hörte das im Winter, er aber im Sommer — beide aber aus einem Munde.

Wenn Frost eintrat, ward nun schon seit Jahren ein alter Vagabund regelmäßig an das Amtsgefängnis abgeliefert. Der alte Merus konnte sich keines Jahres entsinnen, daß der noch ältere Vagabund nicht Wintergast im Gefängnis gewesen war. Da benahm er sich still und ordentlich, schälte Kartoffeln, kochte, flickte Stiefel, schneiderte und strickte Strümpfe. Für die kleine Mile aber schnitzte er hübsche Puppen. Im Frühjahr ward er entlassen, dann hatte er sich ein Paar neue Stiefel gearbeitet und verschwand bis zum nächsten Spätherbste.

Das war das Hänneschen von Köln, wie er sich nannte. Die Leute sagten, er sei in jungen Jahren in der großen Mehl- und Muußschen Räuberbande gewesen, er selber aber behauptete, den silbernen Adler in Napoleons alter Garde getragen zu haben, den der tapfere C-Husar Timm ihm bei Möckern abgenommen, der einzige, den die alte Garde verloren.

Dieser Mann behauptete, der schmale Lucin sähe aus wie der Rhein, von dem er schöne Geschichten erzählte, wenn Fritz ihn heimlich in seiner Höhle aufsuchte — die nur er allein kannte. Da hatte er oft mit dem Hänneschen sehr gut zu Abend gegessen, denn bei Fuhlensiek war Schmalhans Küchenmeister.

Die Höhle aber lag ganz nahe bei Feldberg im Buchendickicht unter dem höchsten Punkt links von der Fähre nach dem Hullerbusch, wo des neuen Herrn Amtsrichters Lieblingsplatz war. Die Penne war aber so kunstreich verborgen, daß kein Mensch eine Ahnung von ihr hatte.

Fritzens Vater hatte dem eisgrauen Vagabunden einmal eine Wohlthat erwiesen, und darum hatte er den Jungen in

seiner Weise lieb und lehrte ihn mit dem Taschenmesser allerlei schnitzeln — das ist bestimmend für dessen ganzen Lebenslauf geworden. Wovon Hänneschen lebte? Die in der Ukermark und die hinter dem Carwitzer See wußten es recht gut, sie haben manche Kugel hinter ihm hergejagt; das heißt die Grünröcke, die Bauern hatten das Hänneschen gern. Der alte Oberförster in Lüttenhagen hatte aber nicht zu klagen, im Gegenteil. Er fand einst einen berüchtigten Wilderer aus der Mark mit einem Schuß im Fuße liegen, den weder er noch seine Jäger abgegeben hatten.

Nach der Richtung von Hänneschens Behausung lenkte Fritz den Kahn. Mit kräftigen Schlägen brachte er ihn vorwärts und fühlte sich stolz und glücklich, wenn Mile still am Steuer saß und sich zaglos ruhig seiner Führung überließ.

Dann konnte er vergessen, was ihn des Lebens harte Schule an Not und Kummer gelehrt, vergessen, daß er ein armer Waisenknabe war.

Zerronnen in Nichts war alles Trübe, lächelnd lag vor ihm der lange Nachmittag und der Abend mit seiner Freiheit, seiner Freude — dem genügsamen Kindergemüt eine schier endlose Seligkeit.

„Ach, Mile", sagte er, „heute wollen wir aber vergnügt sein."

„Ja, Fritz, das wollen wir", antwortete sie zunickend, „erst sammeln wir die Blumen für unsere Mütter und dann die Erdbeeren für Amtsrichters, und essen selber auch welche, und dann singen wir alle die schönen Lieder, die wir gelernt haben."

Fritz stimmte zu. Es war ihm sauer, ein großes Geheimnis zu bewahren. Vor Tau und Tage war er nämlich schon draußen gewesen und hatte eine Überraschung für Mile vorbereitet — das Hänneschen hatte ihm geholfen. Er war so voll im Vorgefühl seiner Freude, daß er einen hellen Jauchzer ausstieß, als er den Kahn an das Ufer trieb. Sorgsam half er Mile beim Aussteigen, damit sie keine nassen Füße bekäme, dann befestigte er den Kahn am Ufer.

Die beiden Kinder machten sich nun freudig ans Suchen und jedes fand immer ein Plätzchen, auf dem die Erdbeeren roter und schöner aus den grünen Blättern hervorlugten.

Plötzlich brach Mile in einen bewundernden Jubelruf aus: „Komm her, Fritz, komm her!"

Fritz kam langsam daher getrottet, und sagte brummig: „Na, wenn du mich immer störst, dann können wir lange suchen, bis wir den Korb für den alten Amtsrichter voll haben."

„Ach, Fritz, er ist ja gar nicht alt. Aber sieh doch mal her. Hast du das schon gesehen, daß die weißen und die gelben Mümmelchen auf dem Lande wachsen? Sieh, da steht ein ganzer Haufen. Die weißen sind schon ein bißchen welk, das kommt wohl daher, weil sie eigentlich an das Wasser gewöhnt sind."

„Ach, das ist auch was rars, hab ich schon oft gesehen", sagte Fritz und steckte die Hände in die Hosentaschen.

Mile aber eilte hinzu, um die Wasserrosen auf dem Lande zu pflücken. Aber wie sie hingriff, blieben die Blumen in ihrer Hand, sie waren in einen dicken Ringberg aus ganz nassem Sand gesteckt, und mitten in dem Sandhaufen, von den runden Seeblättern überdeckt, stand ein zierlicher Korb, aus Binsen geflochten, der war übervoll von dunkelroten, reifen Erdbeeren. —

„Das hast du gethan, du guter, lieber Fritz!" jubelte Mile auf. „Oh, nun haben wir genug!"

„Ja, Mile, wenn ich erst groß bin, dann sollst du meine Frau werden und dann muß ich für dich sorgen, daß du was zu leben hast." —

Da saßen sie am grünen Waldsee: zwei glückliche Kinder.

Nur eine Menschenseele hatte ihren kleinen Liedern gelauscht, und das war Hänneschen von Köln. Als Mile gegen Abend einmal auffah, stand der alte Wildschütz hinter ihr und hatte Thränen im Auge.

„Da bist du, Hänneschen", sagte Mile verwundert — Fritz aber schwieg, denn er wußte recht gut, wo der alte Geselle herkam.

„Bist du hungrig?" sagte die gutherzige Mile und hielt ihm ihr Brot hin.

„Danke schön", sagte Hänneschen und schnitt sich die Hälfte von dem Brote mit seinem Genickfänger ab.

Fritz teilte sein Brot an Mile und Hänneschen aus und behauptete, keinen Hunger zu haben.

Hänneschen aber lachte und sagte: „Ich habe noch viel Hunger. Lauft hin und sucht mir trockenes Holz! Wir wollen uns was kochen."

Das war bald gefunden, und als die beiden Kinder mit einem Arm voll Reisig zurückkamen, stand da ein blanker Kessel, und in demselben lagen zwei große, fette Schleie. Mile kochte sie ganz zu Hänneschens Zufriedenheit. Dann reichte er schöne hölzerne Gabeln herum, die er geschnitzt hatte. Oh, das war ein prächtiges Essen. Aber ehe die Kinder zulangen durften, und ihr Stück Fisch auf das Mümmelkenblatt gelegt bekamen, mußten sie beten. Auch Hänneschen von Köln faltete die Hände.

Die Abendmahlzeit war beendet, und Fritz hatte den Kessel am See wieder blank gescheuert, da sagte Hänneschen: „Kinder, ich möchte wohl noch ein Lied hören, wenn ihr das singen könnt. Es ist ein schönes Lied und viel schöner, als die Lieder, die ich als kleiner Junge in Köln sang, da ich noch in die Kirche Maria zum Kapitol ging. Es hat mich ein Kamerad gelehrt, als wir von der Beresina aus Rußland zurückkamen, durch den grimmigen Schnee und die Kosaken. Er sang das Lied noch an dem Abend, wo wir einschliefen im Schnee, und ich allein wieder aufwachte. Es war eine böse Zeit. Ja Fritz, wenn ich auch einmal so einsam einschlafe, dann denke ich zuletzt an das Lied. Es fängt an: Befiehl du deine Wege."

„Oh, das Lied können wir!" riefen die Kinder.

„So, dann stellt euch da auf den Vorsprung und singt, und geht nachher geradezu zu Hause. Weißt du, Fritz, den Kahn besorge ich zu rechter Zeit an Ort und Stelle", so das alte Hänneschen.

Und über den See erklang das schöne Lied, von klaren Kinderstimmen gesungen:

Befiehl du deine Wege
  Und was dein Herze kränkt
Der allertreusten Pflege
  Deß, der den Himmel lenkt.
Der Wolken, Luft und Winden
  Giebt Wege, Lauf und Bahn,
Der wird auch Wege finden,
  Da dein Fuß gehen kann.

Als das Lied verhallte, war Hänneschen verschwunden. Die Kinder standen alleine. Hand in Hand wanderten sie auf dem kürzesten Wege zu Hause.

„Heute Abend sind wir sehr glücklich gewesen", sagte Mile ernsthaft, „meinst du, daß Mutter unser Lied wohl gehört hat?" — — — —

Wie rinnen sie schnell dahin, die Tage der Kindheit, wie schnell, wie schnell. Nächste Ostern ward Fritz eingesegnet, nicht bei dem alten Rektor, der ihn ein räudiges Schaf genannt hatte, sondern bei dem neuen Pastor, der so freundlich und gut war. Der alte war nach Dreibergen ins Zuchthaus gekommen, denn er hatte sein Dienstmädchen im Zorn erschlagen. „Fritz", sagte der neue Pastor, „du bist oft recht wild und unbändig, aber du hast ein gutes Herz. Behalte Gott vor Augen und die Liebe zu den Menschen im Herzen. Du bist ein guter Junge und ich halte dich nicht für den Thunichtgut von Feldberg. Sei fleißig und treu, daß du meine Meinung bestätigst, wenn du nun zu deinem Onkel Fuhlensiek in die Lehre kommst." — —

Ja, das war leicht gesagt: sei fleißig, wenn der Meister selber kaum Arbeit hatte und die, welche er bekam, noch obendrein liegen ließ. Wenn einmal Gesellen da waren — nun, dann waren sie auch danach. Im Hause war oft nicht das trockene Brot. Fuhlensiek lag in der Schenke.

Wenn Fritz sich einmal ordentlich sattessen wollte, bat er sich bei dem Hänneschen zu Gast.

Hänneschen saß oft still im Walde und schnitzelte Tiere, die er verkaufte. Die Kunst lehrte er Fritz, und der konnte Mile schon am nächsten Weihnachten einen prächtigen Stall voll Kühe und Pferde schenken und einen Wagen, in dem sie ihre Puppen spazieren fuhr.

Der Hausierer Emanuel aus Alt-Muz zahlte ihm dann für je fünf Schafe oder drei Hunde einen guten Groschen und brachte ihn im folgenden Jahre auf ein neues Gewerbe. Fritz legte sich darauf, allerlei Tier- und Menschenköpfe als Griffe zu Spazierstöcken zu schneiden. Allmählich aber nahmen die Spazierstöcke aus Haselholz und Schlehdorn bedenklich ab, und Fritz machte sich hie und da an die jungen Eichen in der Lüttenhäger Forst.

„Fritz, Fritz", sagte Hänneschen einmal warnend zu ihm, „Ein schlechter Fuchs, der vor seinem Baue maust."

Das ließ er sich gesagt sein und fing einen schwungvollen Nebenhandel an.

Von der Frau Amtsrichter hatte er schon früher gelernt, wie man Rosen okuliert. Er hatte ihr früher Wildlinge gegraben. Nun prangte aber der Amtshof im schönsten Rosenflor, und er konnte Augen die Menge bekommen. Wilde Rosen gab es auch die Hülle und Fülle. So begann er denn in der ganzen Gegend herum zu okulieren und verkaufte seine Rosen erst, wenn die echten Augen angewachsen waren. In Möllenbeck, Stolpe, und Quadenschönfeld kauften die Edelleute von ihm, und er brachte seine Rosen bisweilen selbst nach Stargard und Strelitz. Da hatte er denn soviel Geld, wie er gebrauchte und oft noch mehr. Er galt etwas unter den jungen Burschen und lebte flott und vergnügt.

Um Mile kümmerte er sich immer weniger. Sie war recht groß geworden und lang und mager. Aus dem Hause kam sie wenig, denn ihr Vater war viel bettlägerig.

Sah er sie einmal, dann war sie abweisend und sagte ihm, er würde auch wohl noch einmal das Hänneschen von Feldberg werden.

Hänneschen ging es allmählich auch schlechter; der Herr Amtsrichter führte strenge Ordnung ein, und die Dristrikts-husaren waren scharf hinter ihm her.

Daraus aber machte sich Hänneschen nichts. Er gewann sich einen vierfüßigen Freund, dem er allerlei leckere Kräuter aus der Hand zu fressen gab. Das war der große starke Gemeindebulle.

„Fangen Sie mir den Fischdieb doch endlich", hatte der Amtsrichter dem Husaren Maaß gesagt, „er ist da oben auf dem Berge, wo der Weg nach Läven abgeht."

Sonntag war's, und der Herr Wachtmeister Maaß hatte seine feinen hellblauen Husarenhosen an und trug den neuen, leuchtend roten Attila mit den vielen weißen Schnüren.

So kam er dahergesprengt. Hänneschen aber saß in der Kuhherde und erzählte dem Fritz schöne Geschichten aus der alten Zeit.

Der Husar hielt am Wege und rief Hänneschen zu, er sollte herkommen. Das fiel Hänneschen aber gar nicht ein. Er meinte, auf Stahl und Stein deutend, wenn der Herr Wachtmeister etwas Feuer zu seiner Pfeife haben wolle, möge derselbe sich zu ihm bemühen. Er ginge nicht zu den Herren mit dem großen C auf der Husarentasche, die könne er von der Leipziger Schlacht her nicht gut leiden. Übrigens habe ihm Timm den letzten silbernen Adler abgenommen, den Napoleon ihm anvertraut. Jetzt habe er nur einen silbernen Fisch, den er selber gebrauche. Höhnend schwenkte Hänneschen einen großen Hecht über den Kopf. Das war aber dem Herrn Wachtmeister zu viel. Er gab seinem Pferde die Sporen und sprengte auf Hänneschen zu, der gerade seinem vierfüßigen Freunde eine Hand voll schönen Grases vorhielt.

Muh — Muh — sagte der Stier und scheute vor dem leuchtenden Rot der sonntagnachmittäglichen Husarenjacke.

Er rollte die Augen, schlug mit dem Schwanze und trabte dem Distriktshusaren entgegen.

Wachtmeister Maaß parierte sein Pferd, das nun vor dem Stier scheute. Jetzt nahm der Stier einen Anlauf, die Schnauze am Boden, die Hörner zum Stoß bereit.

Maaß versuchte, ihm aus dem Wege zu reiten, Hänneschen aber behielt während dessen immer den wütenden Stier zwischen sich und dem Gensdarm.

Als der Wachtmeister die Herde im Jagdgalopp zum zweitenmale umkreist hatte, da ward der Stier wild. Mit wütendem Gebrüll raste er hinter dem leuchtenden Rot, das ihn reizte, daher, und Reißaus nahm der Vagabundenfänger. Hätte er nicht ein gutes Springpferd gehabt, das den hohen Zaun mit Leichtigkeit nahm — es wäre seine letzte Vagabundenjagd gewesen. Hänneschen lachte, und Fritz lachte mit.

Seit jener Zeit durfte Fritz nicht mehr auf den Amtshof. Er galt als Hänneschens Genosse und hatte doch nie mehr gethan, als dem Alten einen gestohlenen Fisch aufessen helfen. Und auch das nur, wenn er wirklich Hunger hatte.

Im Winter freilich war er öfter bei dem alten Hänneschen, denn der durfte sein bequemes Wintergefängnis nicht mehr beziehen. In Lüttenhagen war ein neuer Oberförster, der auch auf den alten Vagabunden fahnden ließ, und seit der Zeit hatte das Wild dort keine guten Tage mehr. Die Bauern freuten sich dessen und hegten und hehlten den Wildschütz, wo immer sie konnten.

Ohm Fuhlensiek war jetzt ganz verloddert, und Fritz fing an, ein richtiger „Schlunkenschleef" zu werden, aber er fischte nicht, und schoß auch kein Wild. Noch bestritten Rosen, Spazierstöcke und geschnitzte Tiere seinen einfachen Bedarf. Wofür hatte er zu sorgen!

War es alte Gewohnheit aus der Kinderzeit, oder was war es, zu bestimmten Jahrestagen hatte er immer ein Geschenk für Mile. Auf Gekauftes legte sie weniger Gewicht, als auf Selbstgemachtes, Selbstgezogenes.

Lange hatte er damit herumprobiert, ihr eine schwarze Rose zu verschaffen. Wenn es einem glückte, eine rote Rose auf einen jungen Eichenstamm gepfropft oder okuliert zu bekommen, hatte er sagen hören, würde eine schwarze Rose erblühen. Hänneschen wollte solche am Rhein gesehen haben, und ein Schäfer in der Prignitz sollte das auch verstehen.

Das war aber Fritz nie gelungen, und er begann große Zweifel in diese Autoritäten zu setzen. Der Specht, dem er sein Nest mit einem Keile zugeschlagen, hatte ja auch die berühmte Springwurzel nicht geholt, und Fritz hatte das Nest selber wieder geöffnet. Nun hatte er aber doch ein Rosenkunstwerk geschaffen, und zwar jetzt schon im dritten Jahre. In einer Eichenschonung in der Lüttenhäger Forst war ein prächtiger Rosenwildling, auf dem ein roter und ein weißer Impfling gut fortgekommen waren. Im zweiten Jahre hatte Fritz eine ganz dunkelrote und eine helle Rose dazu geimpft und nun im dritten Jahre waren noch eine dunkelgelbe und eine blaßgelbe hinzugekommen. Er ließ keine Blüte aufbrechen, sondern pflückte die Knospen aus, damit der Stamm eine breite und schöne Krone bekäme, und sich nicht durch seine Farbenpracht verrate.

Eines guten Tages aber war die schöne Rose verschwunden, ausgegraben.

Nun, wer wilde Rosen im Walde und an den Feldecken echt macht, muß stets auf einigen Verlust gefaßt sein. Das wußte Fritz recht gut. Wenn man sich aber jahrelang mit einer Pflanze befaßt, ihr Wachstum und Gedeihen beobachtet hat, dann gewinnt man sie lieb wie einen alten Freund.

Sein Rosenstock verschwunden — Miles Rose gestohlen!

Fritz war wütend.

Bis weit in das Preußische streifte er hinein und musterte alle Gärten, bei jedem Pastor, Pächter, Küster oder Lehrer sah er nach — die Rose blieb verschwunden. Endlich im Spätherbst fand er sie da, wo er sie am wenigsten gesucht hätte: im Garten des Oberförsters zu Lüttenhagen. Er war beinahe sechszehn Jahre alt, aber die Thränen kamen ihm doch in die Augen.

„Töw!" sagte er, und dies Drohwort kann im Munde des Mecklenburgers einen recht grimmigen Klang annehmen.

Ein scharfer Vorwinter trat ein, der schon in der ersten Novemberhälfte den Saft aus den Bäumen trieb. Da war Fritz des Nachts viel unterwegs und sammelte Spazierstöcke.

Junge Eichen, mit dem oberen Wurzelende aus der Erde gegraben, liefern ja Krücke und Stock so schön, wie man sich nur wünschen kann.

„Töw!“ sagte der Herr Oberförster eines Tages als er seine schöne Eichenschonung völlig vernichtet sah.

Eine mondklare Winternacht war's, als Fritz wieder mit Beil und Hacke beim Werk war. Da fühlte er seinen Fuß plötzlich eingeklemmt, ein stechender Schmerz würgte sich durch die dicken rindsledernen Stiefel. Er hatte sich in einem Fußeisen gefangen, welches ein künstlicher Haufen Laub verborgen hatte. Er schrie auf vor Schreck, dann wurden Hunde laut, ein paar Gestalten näherten sich. — Schimpfworte, Flüche und hageldichte Hiebe!

Als Fritz wieder so recht zur Besinnung kam, lag er gebunden im Hundestalle zu Lüttenhagen.

Am anderen Tage war die Jägerei zur Hofjagd entboten, und Fritz erhielt seine Nahrung durch den Knecht des Oberförsters.

War dieser Tag auch ganz abscheulich, so war es dem jungen Holzfrevler doch lieb, daß er nicht am Tage, sondern erst mit Dunkelwerden in das Amtsgefängnis von Feldberg abgeliefert wurde. Die Geschichte war zwar schon im Flecken bekannt geworden, aber es waren doch nicht so viele schadenfrohe, gutgesittete Leute auf der Straße.

Der Wachtmeister brachte Fritz in das Gefängnis, von dem alten Merus war nichts zu sehen.

Erst hier in der Zelle, wo er als Kind bei dem alten Hänneschen gespielt hatte, ward Fritz seine Lage leidlich klar. Ganz eigentümliche Gedanken überkamen ihn. Er mußte ganz besonders viel an Hänneschen denken. Der war frei und lag nun wohl gemütlich in seiner Höhle und schlief schon, oder kochte sich seine abendlichen Fische.

Schlüssel klirrten im Schlosse. „Aha“, dachte Fritz, „nun kommt der alte lahme Merus und bringt mir Abendbrot; dem kann ich die Schlüssel leicht wegnehmen, und dann bin ich frei und gehe zu Hänneschen!“

Aber nicht Merus erschien auf der Schwelle, sondern Mile. Sie sah sehr traurig aus und hatte rotgeweinte Augen.

„O, Fritz, ist das soweit mit dir gekommen?"

„Das war aber man bloß, weil daß er deine Rose gestohlen, da sagt' ich: Wurst wider Wurst, schlägst du meinen Juden, schlag ich deinen Juden!" —

„Du hast überhaupt gar kein Recht, wilde Rosen zu nehmen, die gehören auch dem Großherzog, und der Herr Oberförster kann sie pflanzen wohin er will. Nun sagen sie, du hast Eichen abgeschnitten, an hundert Stück. Und was die großen Gutsbesitzer sind, die dürfen ja nicht von ihren eigenen Eichen auf dem Ritterschaftlichen soviel schlagen, wie sie wollen, da müssen sie erst den Großherzog um fragen. Das wird furchtbar strenge bestraft und du kommst morgen nach Strelitz. O, Fritz, hast du nicht gedacht, was deine Mutter dazu sagt, wenn sie vom Himmel herab sieht, und dein Vater dreht sich im Grabe um!"

Mile setzte sich auf die Pritsche und fing bitterlich an zu schluchzen und Fritz weinte mit ihr.

„Du Mile", sagte er endlich, „ich will ausritschen."

„Ja am besten wäre das auch; aber denke, was wird dann aus Vater, den jagen sie weg. Nein, Fritz, da wird morgen wohl Rat dafür. Morgen ist Sonntag, bleibe noch einen Tag hier. Ich will dir auch was Schönes zu essen geben. Wir haben ein Schwein geschlachtet, und du kriegst Braten und Klöße und Backobst."

„Das ist schön, sehr was Schönes, Mile, aber bleiben kann ich nicht."

„Ich schließe dich aber ein, Fritz."

„Mile, die Schlüssel liegen links von mir, und wenn du sie nehmen willst, mußt du an mir vorbei." —

„O Gott, bist schon so schlecht geworden! Sie jagen Vater weg, wenn sie erfahren, daß er dich nicht eingeschlossen hat, sondern ich." —

„Nein, Mile, so schlecht bin ich noch nicht. Ich bin überhaupt noch ganz gut. Bleibe du man hier. Ich will

bloß nach dem Holzstalle gehen und die Axt holen. Du kannst mich dann ruhig einschließen, ich schlage das alte Kastenschloß mit einem Hieb entzwei und stelle die Axt nachher hin, wo ich sie gefunden habe. Dann thut euch kein Mensch was."

„Ja, das geht", sprach Mile erleichtert, „aber wo willst du denn hin?"

„Ich will erst zu Hänneschen und dann ins Preußische."

„Geh nicht zu dem Alten, der ist nicht mehr so gut wie früher. Ins Preußische willst du, aber das ist ja so erschrecklich weit. Kannst du nicht morgen fort, du sollst noch einma so schönen Braten haben."

„Ja, Mile, hier spunden sie mich ein, und das will ich nicht. Wenn man über Carwitz und die Iserpurt (eiserne Pforte) hinaus ist und geht dann immer weiter, so kommt man an eine große Stadt. Da will ich zu einem Tischler und was Ordentliches lernen."

„Du hast aber kein Wanderbuch."

„Das schadet nichts. Neulich sagte mir einer, der in Carwitz auf der Wanderschaft war: Wenn ick in Berlin bin, dann findet mir keener."

„Das wird auch so ein rechter Preuße gewesen sein", sagte Mile mit dem ganzen Abscheu der Grenzländerin, „ach, Fritz, früher warst du so gut; das Hänneschen hat dich zu einem „Vagelbunten" gemacht. Fritz, thu mir die einzige Liebe und denk an das Grab auf dem Kirchhofe." — —

„Nein, Mile, verlaß dich darauf, ich werde ein ordentlicher Mensch."

„Willst du mir das ganz gewiß versprechen?"

„Ja, Mile, gewiß und wahrhaftig."

„Und du kommst wieder?"

„Dann spunden sie mich ja ein."

Mile weinte und Fritz weinte mit. „Willst du aber nicht noch einen Tag warten und Schweinebraten essen und Backobst und Klöße?"

„Nein, Mile, keine Stunde. Wenn ich mir soviel Geld verdient habe, schicke ich dir auch einen Braten. Da kannst

du dich auf verlassen, und wenn der kommt, dann sollst du daran erkennen, daß ich ein ordentlicher Mensch geworden bin." — — —

Als Fritz mit dem Beil gegen das Thürschloß hämmerte, gab es einen dumpfen, dröhnenden Laut. Er schrak zusammen. Noch ein Schlag — die Thür sprang auf. Er tappte die Treppe hinunter. Kalter Wind brauste über den Amtshof. Vorsichtig schleichend eilte Fritz durch die Gärten, immer auf dem gefrorenen Grunde am Wasser entlang. Hastig über die dunkle Straße hinwegspringen und das Freie gewinnen, war das Werk weniger Minuten.

Im Laufen aber hielt der Flüchtling inne, wandte sich rasch und überkletterte die Feldsteine der niedrigen Friedhofsmauer.

Auf dem Grabe seiner Mutter setzte er sich nieder. Der Wind warf einen Immortellenkranz hin und her an dem hölzernen Haken, der ihn auf dem Grabe festhielt. Der mußte aus Miles Hand gekommen sein.

Fritz fühlte die Kälte nicht, es kam ihm sogar schwül und heiß vor. Sein ganzes Leben zog vor ihm vorüber. Alle die Jungenstreiche, die er ausgeheckt, kamen wie kleine Kobolde heran und pochten an sein Gewissen. Drunten im Flecken lag alles dunkel. Nur ein trübes Licht schimmerte noch. Das war die schlechte Schnapskneipe, wo Ohm Fuhlensiek saß und an dem Delirium arbeitete, das, bald darauf vollendet, den Verkommenen unter die Erde brachte.

„Ach, wenn der Ohm doch ein guter Tischler gewesen wäre", dachte Fritz, „dann hätte ich was Rechtes gelernt." Meister Fuhlensiek war ja früher so geschickt gewesen und hatte eingelegte Arbeiten gemacht. Fritz hatte auch einmal einen Nähkasten für Mile gefertigt mit weißen Schneeglöckchen und grünen Blättern. Er kannte die alten Espen ganz genau und konnte es den Stämmen ansehen, ob sie in ihrem morschenden Stamm das seltene grünbleibende Holz enthielten.

Ja, einen guten Meister suchen!

Aber würde ihm das glücken? Nun, die Freiheit war doch auch schön; aber das Preußische sollte so groß sein! Hänneschen war soweit herumgekommen, der mußte Bescheid wissen.

Hätte Fritz den Weg nicht so oft schon im Dunkeln gemacht, er würde den verborgenen Eingang der Penne nicht gefunden haben. Auf dem Bauche kriechend, durchschlüpfte er das stachlige Schlehdorndickicht in den Bau des alten Fuchses hinein. Im Scheine eines Talglichtes, das in einer Flasche steckte, glänzte der Büchsenlauf an der niedrigen Wand. Darunter lag eine dunkle Gestalt stöhnend und ächzend auf einem Fell, von einer alten Pferdedecke umhüllt.

„Hänneschen, was ist dir?"

Keine Antwort — nur lautes Stöhnen. Fritz ergriff das Licht und ließ die Helle auf ein runzliges, leidendes Gesicht fallen. Der Kopf hing dem alten Vagabunden aus der Franzosenzeit matt herunter. Fritz richtete ihn auf und schob ein Bündel Felle unter das Haupt des Sterbenden — denn der Tod hatte seinen Namen deutlich auf das Gesicht des Alten geschrieben. Ein Schauer des Schreckens lief dem jungen Flüchtling durch die Glieder: wie schrecklich, so zu enden!

Der Alte schlug die Augen auf. Sie irrten wild umher: „En avant, en avant!" rief er. „Kamerad, die Kosaken — der Schnee — singe das Lied, das Lied!"

Ach ja, das Lied. Fritz verstand die Todesphantasien recht wohl, denn er wußte ja, welches Lied der Sterbende meinte.

Mit leiser Stimme begann er die schöne Melodie, und sofort glätteten sich die Züge, die schmerzverzerrten. Und als es dann erklang:

Der wird auch Wege finden,
Da dein Fuß gehen kann

da schlug der Alte noch einmal die Augen auf und sagte: „Danke, Fritz". Dann noch ein tiefer Atemzug, und ein friedliches Lächeln legte sich über das Antlitz.

Das war der Tod.

Fritz wollte anfangs nach Feldberg laufen, um ein ordentliches Begräbnis für das Hänneschen von Köln zu besorgen — aber dann besann er sich, daß er ja aus dem Gefängnis geflohen sei.

Er kniete nieder bei der Leiche und betete ein Vaterunser. Das war des Vagabunden Totensegen.

Fritz mußte Abschied nehmen von dem wunderlichen Freunde seiner Kindheit, der sich hier Wohnhaus und Grab zugleich gegraben.

Neben dem Lager, auf dem der Tote ruhte, lag ein Spazierstock. Den hatte Fritz für den Alten geschnitzt, und der meinte, der Fuchs auf der Krücke sei ganz natürlich und gut geraten. Den Stock nahm sich Fritz wieder zum Andenken an die Hand, die ihn das Schnitzen gelehrt, zum Stecken auf die Wanderschaft in die weite, weite Welt. —

Als die Sonne aufging, lag Mecklenburg hinter dem Jungen, der rüstig einherschritt. Die erste Einkehr war köstlich, er hatte noch einige Groschen in der Tasche und konnte die Zeche im Dorfkrug bezahlen. Damit war aber auch das Geld zu Ende.

Anderen Tages sah der Himmel grau aus, und der Wind jagte über die kahlen Felder. Das gab schon zu trüberen Betrachtungen Anlaß. Fritz wanderte jetzt durch einen hohen Kiefernwald, der wenig Windschutz darbot. Ihm war es, als hörte er etwas hinter sich wie ein trabendes Pferd. Er schaute sich um. Auf dem Rosse saß eine Gestalt in langem, dunklem Mantel, auf dem Haupte saß ein Tschako und an der Seite blinkte eine Säbelscheide.

Ein Gendarm? Wohin? Nirgends ein Versteck; denn in dem alten Kiefernbestand konnte das Pferd Galopp gehen. Fritz ward graulich, und wie ein grauliches Kind begann er zu singen. Er sang erst „Freut Euch des Lebens", wie es geblasen wurde, wenn Großherzogs Geburtstag war. Ihm war aber gar nicht geburtstäglich zu Mute, und mit dem Be-

griffe „Großherzoglich“ war das Wort „Amtsgefängnis“ unentwirrbar verknüpft.

Das Lied stockte in der Kehle und da ihm kein anderes Lied einfiel, stimmte er Paul Gerhards Choral an.

Der Gendarm kam näher und hielt endlich Schritt mit dem Wanderer, der nach der anderen Seite schaute und sang, als ob es keine Gensdarmen in der Welt gebe.

„'n Morrjen Männeken“, sagte der weißbärtige Wachtmeister, „det lasse ick mir noch jefallen. So muß et en Christenmensch machen. Det is brav! 'n Schluck jefällig?“

Fritz war zu Sinn, als ob lauter Geigen statt Schneewolken am Himmel hingen. Nicht arretiert? Wunderbare Menschen, diese Gendarmen im Preußischen! Der alte Wachtmeister hielt Fritz eine Lederflasche hin. Dieser aber war höflich und sagte: „Es kommt aus guter Hand.“ Da trank der Gensdarm erst, und dann nahm Fritz einen tapferen Schluck, der ihn baß erwärmte.

„Det schmeckt, nich wahr, Männeken? Na, wenn alle jungen Leite so hibsche, fromme Lieder singen thäten, da brauchte Unsereins ooch nich soviel uf's Land zu reiten bei die Temperatur. Hat uns der Herr Landrat geschrieben, det da in't Meckelburgsche, ick weeß nich en Holzdieb oder en Mörder ausjebrochen is. Wo soll ick denn den nu fangen? Sie wissen ihm ooch wol nich? Na genehmigen Se man noch en kleenet Schlückchen. Ick will mal en bisgen Drab uf Zehmin reiten. Da wird der Bengel wohl stecken, in die olle muggliche Krugwirtschaft. Na, Adjees ooch. Hat mir sehr gefreut.“

Als der Schrecken gewichen, und der Gendarm weit voraus war, stemmte Fritz den Stock hinter sich in die Erde, legte beide Hände auf die Krücke, lehnte sich mit dem Rückteil dagegen und brach, als er fest von der Sicherheit dieses Stützpunktes überzeugt war, in ein helles, jugendfrisches Gelächter aus. Kühn in die Luft schwang er den Wanderstab und focht sich glücklich durch das nächste Dorf hindurch, nicht ohne eifrig zu fragen, ob der Mecklenburger endlich gefangen

sei. Leider noch nicht, sagten die Bauern und bedauerten das lebhaft, denn im letzten Hause des langen Dorfes war der Ausbrecher schon ein Scheusal geworden, das seine brave Frau erschlagen und seinen sieben oder acht — das wußte man nicht genau — Kindern die Hälse abgeschnitten hatte.

Am Abend im nächsten Dorfe aber ging es minder gut. Die Leute waren karg und wollten dem wandernden Handwerksburschen nichts geben. In einem Stalle fand er endlich ein Unterkommen, das ihm ein mitleidiger Knecht gewährte, der auch sein Abendessen mit ihm teilte.

Als Fritz am anderen Morgen ins Freie trat, sah die Erde weiß aus. In feinem Fall glitt der Schnee leise zur Erde. Fritz schlug den Kragen seiner Jacke am Halse in die Höhe und nahm die Richtung, welche ihm der Knecht gewiesen. Die Beschreibung des Weges war gut gewesen, denn als Fritz auf eine Anhöhe kam, sah er, daß die Landstraße einen großen Bogen machte, während er in fast gerader Linie fortgeschritten war. Seine Uhr wies auf halb Zwölfe. Das traf sich gut, denn da konnte er auf ein paar warme Kartoffeln rechnen. Diese Aussicht hob seinen Mut. Das Dorf schien nicht sehr groß zu sein, es wohnten da nur einige Bauern, wie der Knecht gesagt hatte. Die aber waren reich.

Trotz des Schneewetters war die Landstraße recht belebt. Da mußte etwas los sein im Dorfe, denn die Bauernwagen kamen von beiden Seiten.

Wenn es eine Hochzeit wäre!

Eine Hochzeit war es nun gerade nicht, sondern ein ganz merkwürdiges Kindelbier im dritten Hofe des Dorfes. Vor vollen 25 Jahren hatte der reichste Erbsohn die reichste Erbtochter geheiratet, die damals siebzehn Jahre alt war. Die Ehe hatte den Geldsegen gemehrt, der Kindersegen blieb und blieb aus. Endlich nach so langem Warten war denn ein Erbe angekommen, der gleich bei der Geburt, die allerdings nicht leicht gewesen, zehn und ein halbes Pfund gewogen hatte.

Na, das war aber eine Lust, als der getauft ward. Die ganze Verwandtschaft und alle die Bauern aus der Nachbarschaft, der ganze Horizont des Dorfes kam zum Kindelbier. Auch Fritz fand seinen Platz am Tische und sogar Schweinebraten und Klöße und Backobst und solche Herrlichkeiten mehr. Und Wein gab es da, roten und weißen mit Zucker dazu. Das war fein. Als Fritz sich am Nachmittage auf den Weg machte, da war ihm zuerst ganz tummelig und schummelig im Kopf. Er hätte auch wohl fahren mögen, aber auf den Wagen war kein Platz, denn die meisten hatten ihre Kinder, darunter auch ziemlich kleine, mitgebracht, und die anderen hatten sich so dick und voll gegessen und getrunken, daß sie den Platz alleine ausfüllten. Doch was machte das? Fritz hatte gelebt so herrlich wie noch nie und meinte, er könnte Bäume ausreißen. Nach Berlin sollte es gar nicht mehr weit sein. Ein Bauer hatte ihm zugesagt, daß er bei ihm bleiben könne im nächsten Dorfe, und von da könne er in einem Tage nach Berlin kommen.

Die Aussicht spannte. Der Weg war ja nicht zu verfehlen, auch wenn der rieselnde Schnee die Wagenspuren bald wieder anfüllte. Fritz war noch nicht weit gewandert, da hörte er Peitschenknallen und Johlen hinter sich. Jauchzend und schreiend fuhren die Gäste vom Kindelbier an ihm vorüber.

„Na, die haben gut geladen", dachte Fritz und wanderte weiter. Nicht lange darauf kam wieder ein solcher Wagen.

„Je später die Zeit, je schöner die Leut", dachte Fritz, über den Zustand der Gäste lächelnd.

Der Schnee fiel noch immer gleichmäßig; oder war er noch dichter geworden? Allmählich fühlte Fritz die Kälte doch schon etwas, der leichte Rausch, den er gehabt, war verflogen. Er verbannte die Gedanken an die Heimat, die sich ihm aufdrängen wollten und begann allerlei Luftschlösser zu errichten, deren Bauplatz in der großen Stadt Berlin lag. Daß der Weg etwas holperig war und bergauf und bergab führte, in kurzen Hügelwellen, das störte ihn nicht bei seiner luftigen Architekturarbeit.

Auf einer Anhöhe hielt er inne, um sich zu orientieren und auch um einem Gefährt aus dem Wege zu gehen, das wie toll daher gestürmt kam. Hui, ging es an ihm vorüber, den steilen Berg hinab in den Hohlweg hinein.

„Na, wenn die gut nach Hause kommen, will ich Bock heißen und Gärtner werden", sagte Fritz und schaute den Trunkenen nach. „Da, so, nun fängt es an! Da beim Hohlweg scheint es aber doch furchtbar aufgefahren zu sein. Knax — nein, es ist doch noch gut gegangen. Bums, da fliegt ein Bündel in die Schneewehe. Halloh! Halloh! Was verloren! — Halt! — Sie hören nicht. — So, jetzt ist der Wagen außer Sicht! Muß doch mal nachsehen, was da liegt."

Vielleicht fünf Minuten später oder etwas mehr langte Fritz bei der Schneewehe an und fühlte mit dem Stock umher. Da war das Bündel. Er hob es auf. Ein feines, schreiendes Stimmchen tönte ihm entgegen. „O, die gottvergessene Bande", rief er zornig und beschaute seinen Fund. Ein kleines Kind von etwa zwei Jahren lag eingewickelt in ein Umschlagtuch im Schnee. Die Trunkenen hatten es in das Krett des Wagens gelegt und es nicht bemerkt, wie die Kleine herausgeflogen war.

Sie weinte leise, schlug die Augen auf und sah Fritz verwundert an. Müde senkten sich die Lider und die Kleine schlief wieder ein.

Fritz fühlte mit der Hand in das Bündel, denn es kam ihm so vor, als ob es noch mehr als ein Kind enthalte. Er zog eine Flasche hervor, die ihm mit Milch gefüllt schien. Sie war noch warm, und er wickelte sie schnell wieder ein.

Ohne sich zu besinnen, folgte er dem Geleise, das noch deutlich im Schnee zu sehen war. Er dachte nichts anders, als den Wagen über kurz oder lang umgeworfen am Wege zu finden. Das unfreiwillige Schneebad müsse die trunkene Gesellschaft ernüchtern, und dann würden sie ja auch das Fehlen der Kleinen entdecken.

Eine halbe Stunde war er dem Wege gefolgt, ohne daß ihm jemand entgegen gekommen wäre. Jetzt aber rieselte der

Schnee nicht mehr, es war ein starkes Gestöber geworden. Federgroße Flocken fielen nieder und bedeckten den Weg.

Wohin? Zwei neue Wege zeigten sich, der eine nach rechts, der andere nach links. Da stand auch ein schwarz-weißer Wegweiser mit einer hohen Schneemütze, aber der Arm fehlte, er mußte abgefault sein.

Fritz gab dem kleinen Mädchen etwas zu trinken und es schlief wieder ein. Die Milch roch ihm aber so eigentümlich. Er kostete einen Tropfen davon. Ohne Zweifel war ein kleines Glas Branntewein dazwischen gegossen, damit das Kind auf dem Heimwege ruhig liegen und schlafen solle. Er probte noch einmal und meinte, es sei wohl nicht soviel, daß die Kleine davon Schaden nehmen würde.

Wohin? Das war die Frage, die ihn am meisten beunruhigte. Selbst Hänneschens alte Wegregel: der breiteste Weg ist der nächste, bewährte sich hier nicht, denn der Schnee lag so dicht, daß Fritz nicht sehen konnte, welcher Weg die meisten Fahrspuren zeigte. Der Weg gerade aus hatte doch wenigstens in unabsehbarer Weite Bäume zu beiden Seiten, deswegen wählte Fritz diesen und schritt so hastig, wie er in dem tiefen Schnee fortkommen konnte. Allmählich aber ward der Schnee gelblich bleich und der Himmel dunkler. Es war der schwache Schimmer der Abendröte, der sich kaum bemerklich durch den dichten Schleier der Schneewolken hindurch stahl.

Die Wegbäume hatten aufgehört. Fritz drückte die kleine Last warm an die Brust und tappte immer gerade aus.

Ach, jetzt hätte er selbst einen Gendarm, selbst den Wachtmeister Maaß mit seiner roten Husarenjacke freudig begrüßt und sich gerne in das Amtsgefängnis einstecken lassen. Dann wäre das arme Kind doch gerettet!

Immer dunkler ward es. Bis an die Brust sank Fritz in den Schnee, mit Mühe sein Bündelchen hochhaltend. Unsägliche Angst ergriff ihn, denn sein Fuß fühlte gepflügten Acker unter dem Schnee. Er war vom Weg abgekommen.

Das Kind weinte jetzt laut und rief nach der Mutter. Es bekam den Rest aus der Flasche und schlief wieder ein.

Der Wind ward schneidender und schärfer, und der Schnee prickelte jetzt in feinen Nadeln.

Es war finster geworden.

„Vorwärts, vorwärts!“ rief Fritz. Langsam und bedächtig schritt er weiter, um so lange wie möglich in Bewegung zu bleiben. Mit Grauen entsann er sich aller der Schreckensgeschichten, die ihm Hänneschen von Köln aus seinen Erlebnissen im eisigen Rußland erzählt hatte. Fuß für Fuß kämpfte er sich verzweifelt weiter, denn die Ruhe war der Tod.

Da endlich hörte das Schneegestöber auf, und es schien Fritz, als ob in nicht allzugroßer Entfernung etwas hohes, dunkles erkennbar sei. Am Himmel erhellte es sich, und der bleiche Mond trat hervor. Er zeigte Fritz eine Reihe von hohen Spitzpappeln. Das war eine Chaussee, und zu seiner Freude erkannte der Wanderer, daß er schon längere Zeit mit ihr gleiche Richtung gehalten habe, er mußte also einer Wohnung näher gekommen sein. Die Hoffnung auf menschliche Hülfe wuchs, und mit ihr die Kraft. Neu belebt schritt er kräftiger aus. Es ging sich ja auch weit besser auf dem ebenen Boden der Chaussee, als auf dem Sturzacker daneben. Der Schritt beschleunigte sich. Ob er wohl wagen konnte zu laufen, ohne die Kleine zu wecken. Kraft genug hatte er ja — Kraft? — Kraft? — Kraft? — — —

Was war das für ein unheimliches Gefühl, das den Rücken herab in die Beine fuhr? Ach, er war wohl nur ein wenig ausgeglitten. Und nun zogen sich die Wadenmuskeln so in die Höhe, wie zum Krampf. Der Kopf ward schwindlig. Fritz sank mitten auf dem Wege nieder — die Kraft versagte.

Erst als das kleine Mädchen stöhnende Töne ausstieß, kehrte Fritz die Besinnung wieder. Er ward sich klar, daß er sich nicht mehr auf den Beinen halten konnte. Ob er nach der Wegseite hinüberkröche, wo ein Baumstamm etwas Windschutz gewährte? Aber nein, dann würde er einschlafen und die schwache Möglichkeit, von einem nächtlichen Fuhrwerk

aufgesammelt zu werden, ging verloren. Ein Pferd bleibt vor einem Menschen stehen, der im Wege liegt. Das war die einzige Hoffnung, die er hatte. Mitten im Wege mußte er bleiben und womöglich nicht einschlafen. Das gefundene Kind nahm er aus der Decke und legte es an seine Brust, daß es den Kopf auf der linken Seite hatte. Seine Jacke war weit und er konnte das Kind leidlich mit hineinknöpfen, um ihm von der eigenen Wärme abzugeben. Dann schnürte er das Umschlagetuch so um sich, daß das Kind davon bedeckt und fest an ihn geschmiegt ward.

Diese umsichtige Thätigkeit hatte aber sein Denkvermögen so ziemlich erschöpft. Er schaute in den Mond um sich wach zu halten.

Der Mond aber war so sonderbar, er sprang immer in die Höhe und fiel dann wieder nieder. Am Ende war auch der müde und nickte mit dem Kopfe. Und die Wolken waren auch ganz anders wie sonst. Sie nahmen allerlei Gestalten an und wurden Pferde, Kühe, Hunde und Hirsche. Hinter den Hirschen kam Hänneschen von Köln und hatte seine blanke Büchse in der Hand. Die blanke Büchse glänzte, aber sie wollte nicht schießen. Sie ward immer dicker und war endlich eine Schnapsflasche geworden, die Ohm Fuhlensiek in der Hand hielt. Er gab Fritz aber nichts ab. Doch das war ja auch nicht nötig. Die Flasche leuchtete so hell und wärmte. Sie war die Sonne geworden und schien so hell vom Frühlingshimmel herab auf den Friedhof. Da saß seine Mutter auf ihrem Grabe und lächelte so lieb und so freundlich. Und auf dem anderen Grabe saß die kleine Mile Merus, so wie sie als kleines Kind war. Sie trug eine große Schüssel mit schönem braunen knusprigen Schweinebraten. Der duftete so schön und schmeckte. Das war der Himmel. Da war auch ein Engel ganz weiß mit Flügeln, der blies auf einer Trompete — das klang so schön und kam immer näher!

— — — — — — — — — — — — — — — — —

„Na Schwager, was ist denn los, warum halten Sie?‘

„Ich glaube, da liegt ein Betrunkener mitten im Wege, Herr Sanitätsrat", antwortete der Postillon.

„Langen Sie mir die Leine mal her, ich will die Pferde halten. Der Mensch erfriert, wenn wir ihn nicht mitnehmen. Wenn's nicht anders geht, wecken Sie ihn mit dem Peitschenstiel auf!"

„Ne, Herr Sanitätsrat, dies sieht mir kurios aus. Dies ist kein Betrunkener. Dies ist ein halbgewachsener Junge, und hat sich ein kleines Kind untergeknöpft. Warm sind sie beide noch." —

Jetzt war der Arzt aber mit einem Sprunge aus dem Wagen und dem Fußsack. Die Pferde standen ruhig. Sanitätsrat und Postillon machten sich an das Rettungswerk. Nase und Ohren bedurften bei Fritz namentlich einer ordentlichen Abreibung mit Schnee, desgleichen die Füße. Die Kleine war völlig warm geblieben. — —

Eine halbe Stunde später hielt der Wagen vor einem Wirtshause an der Landstraße, das zugleich Poststation war, wo die Pferde gewechselt werden mußten.

Das kleine Mädchen wußte nur, daß es Mine hieß, viel mehr konnte es nicht sagen, und dennoch war dessen Heimat schneller entdeckt, als die des langen Fritz. Ein paar trunkene junge Bauern hatten sich den sehr schlechten Witz gemacht, der Mutter wie dem Kinde Branntwein unter die Milch zu mischen. Die Mutter hatte die Mischung getrunken, ohne zu ahnen, wie stark sie war und war auf dem Wagen fest eingeschlafen. Ihr Mann und seine beiden jüngeren Brüder meinten, das sei noch eine gute Gelegenheit, eine kleine Krugreise zu machen. So hatten sie denn der jungen Frau, als sie bei dem ersten Kruge aufwachte, schnell wieder etwas zu trinken gegeben, und da schlief sie denn in Decken eingewickelt, wie eben ein kräftiges, junges Bauernweib schlafen kann, wenn es den ersten Rausch ausschläft. Das Kind hatte sich begreiflicher Weise nicht durch Schreien gemeldet, darum hatten die Bauern es nicht für nötig gehalten, sich weiter darum zu bekümmern — es war ja nur ein Mädchen.

Vom ersten Kruge ging es in den zweiten, und das war gerade der, wo der Sanitätsrat zwischen acht und neun Uhr mit seinem Funde angelangt war.

Die Mutter vermißte ihr Kind und fand es etliche Augenblicke später in der warmen Stube wieder.

Der Wirt, sein Knecht und der Postillon waren auch drei Leute, wie der Bauer und seine Brüder. Sie waren handfeste Leute, und haben den drei letzteren ihre Meinung deutlich zu erkennen gegeben, bis endlich die Frau bat, sie sollten doch aufhören, denn sie wollte doch ein Stück von ihrem Manne heil behalten.

Wer Fritz eigentlich war, das kam erst volle vier Wochen später in des Herrn Sanitätsrats Wohnung in Charlottenburg zu Tage. Solange ließ ihn ein schweres Nervenfieber nicht zusammenhängend reden.

Als er seine Geschichte erzählt hatte, war er bereits ein gemachter Mann. Der Sanitätsrat hatte wohlhabenden Patienten geschildert, wie der Junge das kleine Mädchen vor dem Erfrieren geschützt hatte. Das gefiel den Herrschaften so sehr, daß sie beschlossen, den Jungen auf ihre Kosten erziehen zu lassen.

Als dann der Sanitätsrat die kleine Lebensgeschichte nachher bei einem Zweckessen zum Besten gab, erregte sie eine gute Stimmung. Besondere Aufmerksamkeit aber zog der Spazierstock auf sich. Man hatte in Fritz Anlage zum Holzbildhauer gefunden, und er kam in eine gute Lehre. Da hat er seinen Weg gemacht.

„Wie der Weg verlaufen, nun, das wäre lange zu erzählen", sagte der Kommerzienrat, als ich ihn fragend ansah, „dafür will ich Ihnen lieber sagen, was aus Mile Merus ward."

Sie hat dem Herrn Amtsrichter in Feldberg am andern Morgen gebeichtet. Der wollte erst sehr böse werden, aber er konnte es nicht. Seine Frau brauchte ein junges Mädchen zur Aushülfe, und dazu nahm sie Mile gern, denn der alte Merus gebrauchte sie nicht mehr, weil der Amtsrichter ihm eine Altersversorgung im Stift verschaffte und einen tüchtigen

Beschließer im Gefängnis anstellte. Der alte Merus ward übrigens kurz vor seinem Tode ein vermöglicher Mann. Er machte eine ärmliche Erbschaft, in der ein Lotterielos war. Das gewann ein Jahr vor seinem Tode zwölftausend Thaler.

Mile wuchs im Hause des Amtsrichters auf wie ein Kind im Hause und lernte zusammen mit dessen ältester Tochter. Da sie nun die Erbschaft gemacht, die der Herr Amtsrichter durch gute Wirtschaft vermehrte, ließen ihre Wohlthäter ihr eine bessere Erziehung geben.

Fritz galt für verschollen, bis er nach etlichen Jahren in Mecklenburg wieder auftauchte. Herr von Dachröden hatte ihn dem Großherzoge empfohlen, der einen mächtigen Keiler geschnitzt haben wollte, um ihn einem Potentaten, der ihn unweit des Schweizerhauses erlegt hatte, zum Andenken zu verehren.

Großherzog Georgs Aufenthalt im Schweizerhause während des Sommers und der Jagdzeit ist ein Ideal in der Erinnerung für alle, die dort einmal gewesen. Das bleibt er auch für Fritz.

„Wo bist du denn her, mein Sohn", fragte der Fürst, der dem jungen Bildschnitzer wohlgefällig bei der Arbeit zusah.

„Aus Feldberg, Königliche Hoheit." —

„Also ein Landskind", freute sich der hohe Herr und ließ sich nun dessen ganzen Lebenslauf berichten. Über das Gefängnis mit dem Schweinebraten und Klößen und Backobst lachte er sehr. Im Scherz sagte er beim Weggehen: „Den Braten bist du Mile eigentlich schuldig, schnitz ihn aus Holz."

Das ließ sich der Holzbildhauer nicht zweimal sagen. Am nächsten Sonntag morgen wanderte er über die Steinmühle gen Feldberg. Er stand hinter dem Vorhang in des Amtsrichters Gartenstube, als die Familie sich zum Mittagessen setzte. Auch Mile nahm Platz neben einem Stuhl, auf dem niemand saß. Der Amtsrichter sandte sie in den Keller, um eine Flasche guten Wein herauf zu holen, und als sie damit ankam, stand nicht der saftige Wildbraten, sondern der hölzerne Schweinebraten auf dem Tisch.

Miles blaue Augen wurden groß und größer. Eine dunkle Blutwelle schoß ihr ins Gesicht: „Fritz", stammelte sie — „er lebt."

„Jawohl, Mile, und ist wohl und munter" — ertönte da eine kräftige Stimme aus dem Hintergrunde. — —

Was nun noch weiter? Liebesgeschichten sind langweilig zu erzählen. Frau Mile hat zwei Töchter, die eine ist in Petersburg verheiratet, und die andere lebt jetzt bei ihr in Feldberg. Sie werden sie da wohl treffen, mein lieber Herr Baurat, wenn Sie in Ihre alte Heimat ziehen. Ich will auch in nächster Zeit dahin. — Doch nun leben Sie wohl. Es thut mir leid, einen so werten Gast zum Aufbruch mahnen zu müssen, aber ich muß zur Kommissionssitzung. Sie wissen, ich bin Reichstagsabgeordneter.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Einige Tage später befand ich mich auf der Wanderung nach Feldberg. Ich war vom Strelitzer Bahnhof aus nach der Domjüch-Mühle gegangen und gewahrte staunend den Fortschritt der Zeit. Auf dem stillen Domjüchsee kreuzte ein langes rotes Boot aus Blech mit zwei kleinen Ausliegern. Das leichte Gestell trug zwei Damen und einen Herrn, die das Fahrzeug pfeilgeschwinde über die Fläche schießen ließen. „Augenscheinlich ein konstruktives Meisterstück", sagte ich zu mir und schritt zwischen den lachenden Seen hindurch auf den Wildpark zu. Ein mächtiger Keiler trottete grunzend an mir vorüber. Ein Rudel Damwild schaute mich an, als ob es den Wanderer in der Heimat begrüßen wollte. Der Hund am Heckenwärterhäuschen kläffte, wie sein Großvater vor Jahren schon gethan.

Durch die Wipfel der Buchen am Schweizerhaus rauschte es geheimnisvoll, und es ward mir so wohl um die Brust. Wie freundlich grüßte das Schweizerhaus von der Höhe in das Thal herab, wo die freundliche Försterwohnung liegt. Der alte Brand war noch da und ich begrüßte den alten Bekannten, mit dessen Büchse ich mein erstes Stück Wild geschossen hate. Da saßen auch zwei höhere Forstbeamte —

ich habe vergessen, wie sie hießen. Sie schraubten sich mit so freundlichem Humor, daß man gleich sehen konnte, sie mußten zwei Herzensfreunde und echte, gute Mecklenburger sein. Ich gewann sie beide lieb, und sie nahmen mich nach dem Frühstück auf ihrem Wagen mit bis in die Carwitzer Gegend, wo sie Wildschaden taxieren wollten.

Ja, ich war wieder in der Heimat! —

In Carwitz nahm ich mir einen Kahn, der auf dem schmalen Lucinsee lag und segelte nun das grüne Gewässer, das eher einem Strom als einem Landsee gleicht, entlang nach Feldberg zu. Zur Rechten erhob sich der prächtige Buchenwald, zur Linken waren die Ufer kahl.

Aber wie hatte sich die Gegend verändert. Dort, wo früher der kahle Höhenrücken war, an dem Fährplatze nach dem Hullerbusch und dem alten versteckten Hünenkirchhof aus der Vorzeit, da zog sich ein rosenduftiger Garten mit prächtigen Bäumen in anmutigen Terrassen in die Höhe, und aus dem Laub der amerikanischen Eichen ragte eine Villa im Burgenstil kühn und malerisch empor. Ihr schlanker Turm spiegelte sich in dem klaren grünen Gewässer, auf dessen Grund die Steine und Pflanzen erkennbar waren und silberne Fische blitzten.

Das Bild war so hold und reizend, daß ich den Kahn an den Steg trieb und kühn den fremden Garten betrat. Ich fühlte mich frei als Fremdling, der sich gerne in der Heimat verirrt. Die Wege des Gartens wanden sich durch dichtes Gebüsch so kunstvoll, daß man stets nur ein geringes Stück Land übersah, und doch den Blick auf den Lucin und die dunklen Buchen offen behielt.

Eben bog ich um ein Gesträuch von blühenden Rankenrosen, da sah ich eine helle Frauengestalt urplötzlich hinter einem Stachelbeerbusch auftauchen. Zwei strahlende rehbraune Augensterne sahen mich an und zwei rosige Lippen riefen: „Guten Abend, Herr Baurat, schön, daß Sie da sind. Vater hatte Sie eigentlich schon gestern erwartet.“

Da war sie! War sie wirklich!

Diesmal fragte ich aber sofort nach dem Namen, um sie nicht wieder zu verlieren.

„Ich heiße Mile Möhl — meinen Vater kennen Sie ja aus Berlin. Er ist immer hier im Sommer in seiner alten Heimat!" —

Ich folgte nur allzu gerne und befand mich plötzlich vor einer künstlich ausgebauten Grotte.

Die Stelle kennst du, alter Freund, da haben wir das Skelett gefunden. Nun weiß ich auch, wie der Tote im Leben aussah. In einer Nische der Grotte saß der alte Wildschütz, lebensgroß in Holz geschnitzt.

„Das ist das Hänneschen von Köln", sagte Mile erklärend. „Vater hat ihn gekannt, als er noch ein Knabe war. Doch sehen Sie, da kommen sie beide. Mutter und Vater."

Mutter und Vater — mein lieber Freund, jetzt nenne ich sie von Herzen so, und manchmal auch Großvater und Großmutter. Bitte besuche uns recht bald einmal in der Villa Möhl.

Der Klausner
vom Stappenfels.

Ich hatte die kleine Stadt mit dem Bahnhof schon ziemlich tief unter mir und schritt rüstig bergan. Vor mir dehnte sich der mächtige Gebirgsrücken in die Höhe und Breite — dunkelgrün im Tannenschmuck, grau im Gefels und weiß im frisch gefallenen Schnee. Die Kreuze an den Wegen hatten weiße Mützen auf. Hie und da schaute noch ein grünes Pflänzlein aus dem dünnen Winterkleid empor. Die Luft war windfrei und es ging sich schafflich.

Die erste Bergwelle war überwunden und nun dehnte sich das weite Flußthal vor mir aus. Links schlossen die massigen Gesteine von Stappenfels den Blick. Der Weg lief jetzt beinahe gerade aus nach oben, nur bei den Tannen, wo der steile Abfall war, machte er eine Biegung.

Und jetzt sah ich das Ziel meiner Wanderung. Dort über dem Herrenhause, wo ein Norddeutscher wohnen sollte, hoch über dem Giebel des Schlößchens mit der Gutswirtschaft lag die mächtige Wallfahrtskirche und daneben fast winzig klein das Kloster St. Egidien.

In diesem Augenblicke war es nicht die Bewunderung der friedlich schönen Landschaft, die meinen Schritt hemmte. Es war ein ganz eigentümliches Gefühl von Befangenheit — Verlegenheit will ich nicht gerade sagen, denn verblüffen läßt sich ein echter Mecklenburger nicht — und noch dazu ein Schwefelflitz! Es war aber doch ein seltsames Gefühl. Ich hatte schon ein dickes Buch über Mönche und deren Urkundenwesen geschrieben — gesehen hatte ich aber noch keinen!

Unwillkürlich griff ich nach meiner Brusttasche. Ja wohl, das Schreiben des Pater Guardian war noch darin, das mir in liebenswürdigster Gastlichkeit auf mehrere Wochen eine Zelle zur Verfügung stellte und mir erlaubte, die Urkunden der alten Benediktiner, die da vor ihnen, den Franziskanern, gehaust, nach Herzenslust zu durchforschen. Der Brief war in gutem modernen Deutsch geschrieben — ich hatte natürlich meine Bitte lateinisch verfaßt — so schön, daß Saxo Grammaticus es nicht besser gemacht haben würde.

Schade, daß da keine schwarzen Benediktiner aus dem elften Jahrhundert mehr wohnten, sondern braune Franziskaner. Aber die waren doch auch Mönche, leibhaftige, lebendige Mönche!

Und unter denen sollte ich mehr als vier Wochen wohnen.

Lampenfieber habe ich nicht gehabt, als ich des Spaßes halber irgendwo einmal eine kleine Nebenrolle spielte; Kanonenfieber auch eigentlich nicht, obgleich ich alle Arten Kugeln pfeifen, zischen und brummen gehört. Wie aber die Glocke am Klosterthor erklang — ich glaube — da hatte ich Mönchsfieber.

Es ging aber alles ganz glatt und nett und gemütlich. Eine seltsame Welt war's, die mich umgab. Ernst und streng wie das Mittelalter und meine Urkunden und doch wieder ganz modern und voll munterer süddeutscher Biederkeit.

Bald kannte ich meine Umgebung gründlich. Der alte Pater Guardian Paulus war ein gründlicher Kenner deutscher Litteratur. Er hatte nicht Geld genug gehabt, sich durch die traurige Zeit des Privatdozententums hindurch zu bringen. Da war er ins Kloster gegangen. Pater Valerian war zum Opernsänger ausgebildet und hatte auf Bitten seiner Mutter das Ordenshabit genommen. Deß war er jetzt herzlich froh, denn er hatte Neigung zum Starkwerden. Pater Dominicus war ein seltsamer Mann, der viel stillschwieg und mit unfehlbarer Sicherheit seine Pistole handhabte. Das that er aber nur, wenn die bösen Holzhäher kamen und auf die kleine Vogelwelt stießen, die im Epheu unter Dominicus

Fenster ihre Winterzuflucht gefunden hatte. Bisweilen blieb er auf einem der Klostergänge stille stehen, wo er sein Brevier im Gehen zu lesen pflegte. Dabei murmelte er dann etwas vor sich hin, das kein lateinisches Gebet war, sondern mir oberbayrisch vorkam und etwa lauten mochte: „Dös is halt a Mordsschweinerei, daß a deutscher Mann an deutschen Mann san Schädel derschlagn muß!“

So mochte es auch ungefähr lauten, denn der Hauptmann v. X. hatte sich 1866 mit dem Säbel in kräftiger Faust verteidigt, bis ihn ein Kolbenschlag zu Boden gestreckt hatte. Darüber war er tiefsinnig geworden. Ihm wär's ja damals viel lieber gewesen, wenn sein König ihn gegen Slovenen oder Kroaten oder Polen oder Ungarn hätte fechten lassen. Nun war er ein stiller Mönch geworden, der die kleinen Vögel im Epheu und die Kinder in den Dörfern lieb hatte. Abends im Refektorium wich manchmal der Trübsinn, dann war er wieder ganz Offizier mit einem bayrisch großdeutschen Herzen.

Mich mochte er übrigens leiden, da ich Soldat gewesen und im Kloster so weit möglich nach der Disziplin lebte und vom Bette aufsprang, wenn in grauer Morgendämmerung der Bruder Pförtner mit seinem „Surgite nunc“ auch an meine Zelle klopfte.

Die Fratres im Kloster hielten mich sündigen Ketzer, nebenbei bemerkt, für einen angehenden Heiligen, weil ich mich stets auf die Fasttage freute. Gut zubereiteten Stockfisch, Erbsenbrei und Sauerkraut halte ich nämlich noch heute für ein gutes Essen, zumal, wenn man so schönes Bier dabei hat, wie es in St. Egidien gebraut ward.

So ganz ohne Abwechslung war das Leben auf der einsamen Bergeshöhe gar nicht, denn es gab zwei regelmäßige Besucher, die zueinander im größten Gegensatz standen.

Der Gutsbesitzer vom Jakobshof war ein pommerscher Baron, von Anskjold mit Namen. Er hatte seine Heimat verlassen, weil ihm die Verhältnisse nicht paßten. Zufälligerweise war er auf der Universität Burschenschafter geworden,

während der Stiftsarzt aus Dunkelthal, Dr. Brunner, mit Leib und Seele am Korpswesen hing. Auch politisch waren sie nicht einer Meinung.

Bei allen Wahlen bissen sie sich grimmig, im Kloster aber und zu Hause waren der alte Gutsherr und der junge Arzt die besten Freunde.

Mit diesen Leuten ließ sich's leben.

Wenn ich mich nach Weise der Seeleute ausdrücken darf, die auch auf dem stampfenden schlingernden Schiffe erst allmählich sicher gehen lernen müssen, hatte ich schon nach acht Tagen „Klosterbeine" bekommen. Aber leider muß ich es offen gestehen, ich hatte auch ebenso schnell eine der natürlichen kleinen Klosteruntugenden angenommen: ich war neugierig geworden.

Das hatte aber seinen doppelten Grund. Das Archiv war meisterhaft geordnet und zwar nach Grundsätzen, die nur auf der Ecole des chartes in Paris erlernt sein konnten. Die Fälschung der drei angeblich ältesten Kaiserurkunden war glänzend nachgewiesen; nicht der Kaiser, sondern der Edelherr von Randeck hatte St. Egidien begründet.

Wer war der Fachgenosse, der mir hier schon vor Jahren die große Entdeckung, die ich machen wollte, weggenommen hatte?

Das zu finden ist für einen Urkundenreisenden genau dasselbe, wie wenn ein Afrikareisender unversehrten Fußes durch die unentdecktesten schwärzesten Menschenfresser hindurch auf einen noch nicht erstiegenen Berg klimmt und da sitzt denn plötzlich ein weißer Mensch und sagt: „Mein Name ist Meyer."

Fragte ich danach, wer die Urkunden bearbeitet habe, bekam ich die Antwort: „Bruder Adalbero, der Klausner vom Stappenfels."

„Wir beklagen den Verlorenen", setzte der fromme Guardian mit ungeheuchelter Trauer hinzu.

Das war allerdings Grund, neugierig zu werden. Was ich endlich mit den allerverdecktesten Fragen herausholte,

stellte mich vor ein psychologisches Rätsel: Wie kam ein studierter, hochgebildeter Mensch dazu, vom Winter 1867 an bis 1870 als Einsiedler in der rauhen Einöde der Klause auf dem Stappenfels zu leben und dann spurlos zu verschwinden?

Das beschäftigte meine Phantasie. Endlich glaubte ich im Archive des Rätsels Lösung entdeckt zu haben.

Der Jahrestag der Klostergründung war festlich begangen Wir saßen nach der Mahlzeit bei dem trefflichen Bier im Refektorium. Auch Baron Anskjold und Doktor Brunner waren zugegen. Die Unterhaltung drehte sich um die Wundergeschichte, die zu des Klosters Gründung Anlaß gegeben haben sollte. Da ich um meine Meinung als Geschichtsforscher gefragt war, so konnte ich nicht ganz gnädig mit ihr umgehen.

„Seien Sie nicht allzu unbarmherzig mit unsern Legenden", sagte der greise Guardian, „ist die Erzählung auch nicht strenge genommen wahr, so ist sie doch fromm und wahr empfunden. Sie zeigt uns, was deutsche Herzen vor mehr als siebenhundert Jahren erwärmt hat. Darum hat sie auch für den heutigen Tag noch Wert."

„Als Sage ja, Hochwürden, dem will ich beipflichten", gab ich zu.

„Auch sonst noch für manche Herzen", entgegnete das Oberhaupt des Klosters.

„Die müßten dann eben tief unter dem Niveau unserer Bildung stehen, ja, wahre Überlebsel aus dem Mittelalter sein", warf Doktor Brunner lebhaft dazwischen.

„Ja und nein, Herr Doktor", erwiderte der Greis, „glauben Sie einem alten Priester, der so manche Beichte gehört, es lebt noch viel Mittelalter in verborgener Tiefe der Herzen. Und nebenbei", wandte er sich an mich, „glaube ich doch, Ihre Wissenschaft, Herr Baron, ist nicht im stande, eine völlig sichere Brücke vom Jetzt in das dunkle Einst zu bauen."

Jetzt hielt ich den Moment für gekommen, wo ich mein Rätsel ergründen könnte, ohne neugierig zu erscheinen. Dünkte mir doch, das, was ich sagen wollte, wäre nur Verteidigung meiner Wissenschaft.

„Mit nichten, Hochwürden", antwortete ich, „lassen Sie mich mit einem Beispiel umgekehrter Art antworten, und ich will Ihnen eine Brücke durch drei Jahrhunderte und mehr bis auf die lebende Gegenwart mit Hilfe Ihrer Urkunden bauen. Wissen Sie, wie Ihre Besitzung auf dieser Seite des Berges zu stande gekommen ist, Herr von Anskjold?"

„Nein, mein lieber Herr Doktor von Schwefelflitz", erwiderte der Angeredete, „ich habe keine Ahnung davon. Sicher ist nur, daß sie aus drei alten Gemarkungen zusammengesetzt ist."

„Ganz richtig, das sind drei Bauerhufen, die der dreißigjährige Krieg wüste gelegt hat. Sie gehörten einst dem Edlen von Randeck, der das Kloster erbaute", erwiderte ich.

„O weh, Pater Paulus", rief Anskjold in halbem Ernst, „da kommt dieser Urkundenmensch her und beweist am Ende, daß mein halbes Gut ans Kloster gehört!"

„Ohne Sorge", beschwichtigte ich, „jeder Anspruch ist längst verjährt und hätte ihn jemand, so wäre es mein Freund, der Lieutenant von Randeck, der ein Nachkomme des alten Dynastenhauses ist."

„Wie? Das ist ja aber gar nicht möglich, die sind ja ausgestorben", rief der Pater Guardian.

„Bitte, Hochwürden! Sie kennen Herrn von Randeck sogar von kleinauf. Er hat eine steinreiche Amerikanerin geheiratet und schon zwei Söhne."

„Und woher wissen Sie das, Baron Schwefelflitz?"

„Teils aus den Urkunden, teils aus eigenem Anschauen. Ich halte viel von Randeck, Herr Pater Guardian."

„Das haben Sie aus den Urkunden?"

„Nicht ich, sondern vor mir ein anderer, der auch ein Randeck gewesen sein muß!" lautete meine Antwort. „Erlauben Sie, daß ich meinen Brückenbau beginne. Ich brauche

die Dokumente wohl nicht erst herunter zu holen. Sie wissen, meine Herren, daß die Randecks 1507 eine bittere Bruderfehde ausfochten. Der jüngere, Albrecht Randeck, beraubte den älteren, machte das Gut zu Geld und ging auf und davon. Verarmt, hinterließ der ältere Randeck nur die stark verschuldeten drei Hufen im Jahre 1510. Oben liegt die Urkunde, in welcher die alten Benediktiner dem Freiherrn Jakob von Randeck die Hufen gegen eine einmalige Abzahlung eines Teiles der Schuldsumme und dreißig Gulden jährlich belassen. Diese Zahlung, der sogenannte Randecker Gulden, ist von 1510 bis 1803, also bis zur Aufhebung des alten Klosters gezahlt worden. Das beweisen die wohlerhaltenen Lagerbücher des Archives. Alle die Bauern aber, noch bis 1592 Freiherrn betitelt, die auf den Hufen saßen, führten den Namen Randeck. Daneben liegen die beglaubigten Abschriften der Taufscheine von drei Bürgern Randeck unten in der Stadt. Der letzte war Küster an St. Marien."

„Ja, gewiß", rief der alte Mönch, „die Brücke ist solid und fest! Also der kleine Bertram, den ich selber getauft und dem ich den Freiplatz auf dem Gymnasium zu Derburg verschafft, der herzige Bub' ist ein Herr „von" geworden und Lieutenant?"

Die helle Freude strahlte dem alten Mönch aus dem Gesicht: „Ja, nun aber erzählen Sie, wie ist das gekommen? Bis 1866 war er auf dem Gymnasium. Da hat ihm ein Unbekannter zwanzigtausend Thaler vermacht. Was nun geworden, weiß ich nicht."

„Aber ich, Hochwürden, wieder durch das Archiv. Was Randeck anbelangt, so hat er sich im Felde so ausgezeichnet, daß der König ihn in den Adelstand erhob. Nun aber will ich den weiteren Beweis führen, da müssen Sie aber meinem Schriftgedächtnis trauen. Bei der anonymen Geldanweisung für den jungen Randeck befand sich nur ein Zettel mit zwei Worten. Die Schrift war so eigentümlich, daß ich diese beiden Worte so oft nachahmte, bis ich die Buchstaben auch freihändig nachschreiben konnte. Ich bitte um Feder und Papier."

Ohne mich lange zu besinnen, schrieb ich in jenen Zügen die beiden Worte: „Zur Sühne".

Starr vor Staunen riefen da Guardian und die beiden Patres wie aus einem Munde: „Das ist Bruder Adalberos Schrift."

„So, meine Herren", begann ich siegesgewiß, „nun will ich Ihnen sagen, wer der rätselhafte Bruder Adalbero war: Niemand anders als ein Abkömmling jenes räuberischen Albrecht, der hier entdeckte, daß sein Vermögen geraubtes Gut war. In seltsamer Großmut gab ers dem Enterbten und zog sich in die einsame Klause zurück!"

Über die Züge des alten Mönchs flog ein eigentümliches Lächeln. „Herr Baron", sagte er, „Ihre erste Brücke war gut gebaut, die zweite ist ein Regenbogen. Ihre Phantasie zeigt eben nur, daß sie sich lebendiges Mittelalter in der Gegenwart denken können. Jener Zug wäre eines alten Ritters aus den Tagen Wolframs von Eschenbach oder Walters von der Vogelweide würdig. Wahrhaft empfunden, aber unwahr in sich, zeigt Ihr Gedanke, wie unsicher auch Ihre wissenschaftlichen Vermutungen sind. Thatsache ist, daß die Schenkung an den jungen Randeck schon 1866 im Spätherbst geschah. Das Archiv, aus dem die Kenntnis des Zusammenhanges allein hervorgehen konnte, betrat Adalbero erst 1867 — ich vergesse den Tag nie, an dem ich ihn zuerst erblickte. Bruder Adalbero hat die Schenkung gemacht „zur Sühne" wie vielleicht andere mehr. Warum und was er zu sühnen hatte, das weiß ich nicht."

„Es handelt sich hier um ein wissenschaftliches Problem, Hochwürden," entgegnete ich etwas beschämt, „ich habe geirrt; aber das ist eine unumstößliche Thatsache in unserer Forschung: Springt man ab vom Wege und sucht in Nebendingen umher, so findet der Zufall oft unverhofft den Faden des Zusammenhanges da, wo sich alles Kombinieren verbietet. Man muß nur Ausdauer haben. Wollen Hochwürden es nicht für unbescheiden halten, wenn ich darum bitte, uns Näheres über diesen gelehrten und sicher edel angelegten Menschen mitzuteilen?"

„Auch ich möchte darum bitten", sagte Anskjold, „ich weiß, wie viel Gutes der Mann in seiner Klause gewirkt hat. Hochwürden baten mich in seinem Namen, ich möge ihn nicht in seiner Einsamkeit aufsuchen. Warum mag das geschehen sein."

Eine Weile schwieg der greise Herr und es schien, als kämpfe er mit einer trüben Erinnerung. Pater Valerian war ganz wehmütig geworden. Er stand auf, setzte sich ans Klavier und spielte Variationen über das alte Schlachtlied, das Notker Labeo in St. Gallen gedichtet: „Mitten wir im Leben sind von dem Tod umfangen." Pater Dominicus aber hatte sein kühnes Soldatengesicht aufgesetzt. Ihm schien die Erinnerung gar nicht so trübe. Das Klavier schwieg und wir alle auch, da begann Pater Paulus zu erzählen: „Bruder Adalbero schied von uns in Unfrieden und wir haben ihn doch von Herzen lieb gehabt. Wir beklagen den Bruch des Gelübdes und vielleicht einen Toten. Nun will ich sagen, was ich weiß und soviel ich darf. Seinen Namen aber darf ich nicht nennen, bis ihn der Zufall enthüllt."

„Im Winter siebenundsechzig wars. Der Wind blies rauh aus Norden und jagte Schwärme von flimmernden Eisnadeln durch das kalte Sonnenlicht. Es war bitterkalt, selbst der breite Strom im Thale war zugefroren. Ich stand gerade am Fenster und dachte an die armen Leute im Dorfe am Fuße des Stappenfelsens. Sie litten Not und ich freute mich, daß ich ihnen einen Wagen voll Lebensmittel schicken konnte. Es war so bitter, bitter kalt. Ein Frachtwagen fuhr eben über den Strom, das hatte ich seit siebenundzwanzig Jahren nicht gesehen. Wie ich so hinüberlugte, fiel mein Auge seitab auf den Weg, der von der Stadt hinaufführt. Drunten bewegte sich etwas Braunes, mir schien, es war ein Ordenshabit. Der Wanderer schritt rüstig aus. Nach einer Viertelstunde konnte ich erkennen, daß der Mann wirklich das demütige Gewand des heiligen Franziskus trug. Auf dem Haupte hatte er den breitkrämpigen Hut, den nicht die Mönche, sondern nur die Tertiarier tragen, die Gott in der Einsamkeit dienen wollen. Behüt uns Gott, dachte ich, das ist ge-

wiß der unglückliche Einsiedel, der auf den Stappenfels soll. Was will der arme Mensch bei der Kälte da droben. Das geht ja nicht an.

Mittlerweile war der Bruder ziemlich hoch gekommen, suchte sich einen Richtweg am scharfen Eck und ging schwindelfrei, als obs weder Abgrund noch Glatteis gebe, aufs Klösterlein zu. Es war ein hoher, kräftiger Mann.

Lange Jahre bin ich Novizenmeister gewesen, aber wie der mit seinen großen schwarzen Augen auf mich herabschaute, da kams mir vor, nicht ich, sondern er sei der obere. Und doch war alles an ihm stille ergebene Demut. So weltmüde und so traurig war sein Blick, das mir das alte Herz weh that. Welch unsagbares Leid mußte dieser jugendkräftige Mann in der Welt erfahren haben, daß er nichts mehr begehrte, als die Einsamkeit auf der Bergeshöhe.

Zu halten war er nicht; noch am selbigen Tage ging er auf den vom Sturmwind umbrausten Stappenfels.

Zwei Briefe hatte er mitgebracht, ein königliches Handschreiben und eins vom Ordensgeneral. Es hieß darin, er habe sich die Klausnerschaft als Sühne für eine That auferlegt, die ihm selber das bitterste Leiden gebracht.

Und seltsam genug lebte er da droben, wie ein Heiliger aus alten Legenden, aber für die Armen hatte er stets eine offene Hand und viel Geld. Die Klausner leisten ja nicht das Gelübde der Armut. Bruder Adalbero mußte sehr reich sein. Die Leute nannten ihn den Klausnergrafen und noch ist das Land voll von Geschichten über ihn. Wenn ein Streit unter den Bauern war, entschied er ihn nach dem Gesetz, das er kannte wie ein Richter. Nachher sagte er, was recht und billig und gut zu thun sei. Selbst die aus den lutherischen Dörfern jenseit des Stromes kamen zu ihm und nahmen Recht von ihm unter der alten Heidneiche auf dem Stappenfels. Seit ein Bauer einmal nicht auf seinen Spruch hörte, dem er unrecht gegeben, weiter appellierte, verlor und obendrein noch viele Prozeßkosten zahlen mußte, da hatte der Herr Amtsrichter gute Tage.

So ging's die paar Jahre hin. Nur zur Ordnung der alten Geschriften, die keiner von uns lesen konnte, kam er ins Kloster. Dann brachte er seine Geige mit und spielte mit Pater Valerian, aber so schön, daß einem die Thränen in die Augen kamen. Gesprochen hat er kein Wort mehr als nötig.

Als aber das Jahr 1870 ins Land kam, da ward sein Wesen unruhig. Er kam öfter und holte fast täglich die Zeitungen, die der Briefbote für ihn zu uns brachte. Es waren auch englische und französische darunter. Wir halten ja nur wenig Blätter im Kloster.

Mit Pater Dominicus hat er oft lange in den freien Stunden gesprochen.

Er war so erregt, daß ich fürchtete, er stände vor einem Nervenfieber. Endlich war die große Nachricht gekommen. Wir beteten, Gott möge dem Unheil des Krieges wehren.

Mich wunderte, daß Bruder Adalbero sich gar nicht blicken ließ. Wenn er nur nicht krank da droben liegt, dachte ich eines Tages, als eine seltsame Musik aus dem Refektorium in meine Zelle heraufschallte. Das war doch keine geistliche Musik? Das war:

„Das Volk steht auf, der Sturm bricht los —"

Nein, das durfte ich doch in einem Ordenshause, das dem heiligen Frieden geweiht ist, den die Welt nicht bietet, unmöglich leiden. Nun, ich hab auch ein deutsches Herz, und mein Vater hat unter Andreas Hofer mitgefochten, denn wir sind eigentlich Tiroler. Ich dachte, geh die Treppe nur langsam hinab. Sie werden's schon sein lassen, ehe du da bist.

Aber wie gebannt blieb ich vor der Thüre stehen. Da schallte mir ein Lied entgegen, das mich festhielt. Gott verzeih mir die Sünde. Ich habe den ersten Vers nie vergessen können:

„Jubelnd sei's der Welt verkündet,
Nicht mehr scheidet uns der Main,
Darum ziehen wir verbündet
Ins Franzosenland hinein."

Ja, der Main — der die deutschen Brüder getrennt. Aber da kam mir mein heilig Ordensgelübde in die Seele. Ich riß die Thüre auf. Da saß Pater Valerian am Klavier. Singend und seinen alten Säbel in der Hand stand Pater Dominicus neben Bruder Adalbero, der ihm eine Nummer des bösen Kladderadatsch hinhielt.

„Immer frisch, frei, fromm und froh
Haut sie auf den Chassepot —"

schallte es mir dreistimmig entgegen. Ich wollte Schweigen gebieten, da sangen sie weiter:

„Sachsen, Baiern, Schwaben, Hessen
Reiht euch tapfer Glied an Glied,
Was gescheh'n ist, sei vergessen
Und vergessen, was uns schied."

Oh, das gute Wort griff auch mir so ins Gemüt, daß ich nur schweigend zwischen sie treten konnte.

Da gaben sie Ruhe.

„Kinder, Kinder", sagte ich, „seid Ihr Religiosen oder Soldaten. Ist das recht? Kommt, laßt uns in die Kapelle gehen, und Gott den Allgütigen anflehen, daß er uns den Frieden erhalte. Er kann das Herz der Mächtigen dieser Welt lenken. Kommt, Kinder, wir wollen flehen, daß Gott uns behüt."

Valerian kam und mit großen Thränen im Auge auch Dominicus; nur Bruder Adalbero stand unbeweglich und prüfte den Säbel, ob er scharf sei.

„Nun, so komm doch, Bruder Adalbero", sagte ich freundlich.

„Ich will nicht", rief er mit einer so harten, scharfen Stimme, wie ich sie nimmer gehört.

Schweigend wandte ich mich und führte meine kleine Schar zu inniger Andacht. Wir sandten unser Flehen zum Herrscher der himmlischen Heerscharen und zu der allerseligsten Jungfrau.

Die Andacht war zu Ende und ich legte mir selber und den beiden Patres noch ein Vaterunser mehr zu beten

als Strafe auf, daß wir sogar weltliche Gedanken gehabt. Ich war selber sehr traurig, denn Bruder Adalbero hatte sich schwer gegen das heilige Gelübde des Gehorsams versündigt. Ich wollte ihn nicht strafen, sondern ihm nur eine kleine Buße auferlegen, wie diese, aber er mußte einsehen, daß er gefehlt habe.

Wir kehrten in das Refektorium zurück, da stand Adalbero noch immer und starrte finster auf den alten Säbel des Pater Dominicus.

„Lieber Bruder Adalbero", sagte ich, „du hast schwer gesündigt, aber du hast dich übereilt. Wir müssen ja um Frieden bitten."

„Das habe ich nicht gethan, Hochwürden, um Sieg nur dürfen wir bitten. Denn groß und gerecht ist unsere Sache. Aus der Todessaat, die dieser Krieg säet, wird die Ernte des Friedens ersprießen. Die Zeit ist gekommen, wo der blaue Strom da drunten aufhört, deutsche Männer von einander zu scheiden. Dann wird kein Hader mehr sein im deutschen Lande, kein Bruderkrieg mehr — ein einiges mächtiges deutsches Reich."

Wie ein Prophet stand er da mit leuchtenden Augen, und ehe wir uns fassen konnten, war er verschwunden.

Wir haben ihn niemals wiedergesehen. Gott schenk ihm eine selige Urständ." — — —

Mir war, als müßte ich diesen Mann gekannt haben — und doch, der einzige, der diesem Bilde ähnlich sah, der konnte doch nicht Mönch gewesen sein. Eher glaubte ich noch, was die Leute von ihm sagten, er sei ein degradierter Offizier, der seinen Burschen im Jähzorn erstochen.

Das Bild meines fremden Herrn Vetters war mir aber doch merkwürdig vor die Seele getreten. Ich grübelte darüber nach, während Baron Anskjöld und Doktor Brunner ihren Scharfsinn anstrengten, um zu ergründen, worin Bruder Adalberos Schuld bestanden haben möge. Wie aus einem Traum erwachend hörte ich Doktor Brunner sagen: „Der nächstliegende Gedanke wäre eigentlich Tötung im Duell."

„Daran glaube ich nicht, denn Bruder Adalbero war kein junger Student mehr. Entschließt sich ein Mann, der auf etwa dreißig Jahre oder mehr einzuschätzen ist, zu einer Mensur auf Leben und Tod, so muß er gewichtige Gründe haben. Hat er die gehabt, dann könnte man bei einem eigenartig angelegten Menschen wohl daran denken, daß er die Klausnerschaft trotz ihrer großen Härte einer Festungshaft vorgezogen hätte, wenn die Gnade Seiner Majestät ihm das möglich gemacht hätte. Aber der tiefe Gram, der der Grundzug in Adalberos Wesen war, der erklärt sich noch nicht", meinte Herr von Anskjold.

„Es könnte doch solche Fälle geben", sprach Brunner mit mehr als gewöhnlichem Ernst.

„Die dürften aber selten sein", sagte der Guardian, „leider ist diese unselige Sitte noch immer nicht von unserer heiligen Kirche verbannt. Wer einmal noch soviel Mittelalter im Leibe hat, der wird eben darüber keine allzutiefe Reue empfinden. Eher ließe sich an eine Fahrlässigkeit denken, durch die der Unglückliche schweres Leid über Leute gebracht hatte, die seinem Herzen nahe standen. Denken Sie sich jemand, der durch eine Fahrlässigkeit den Tod der eigenen Mutter verschuldet. Das wäre doch Grund zu einem Grame, wie er Adalberos Lebensglück untergrub."

„Gewiß, Hochwürden, umsomehr, wie die Seele in einem frühmittelalterlichen Zustande beharrt, der eigentlich nur Talion kennt. Gab es doch Rechtsvorschriften, die ein Tier für eine Schädigung ebenso bestraften, wie einen Menschen!" rief ich dazwischen.

Der Guardian wollte etwas erwidern, aber Baron Anskjold unterbrach ihn:

„Einmal habe ich übrigens einen Fall erlebt, wo ich aufrichtig gestehen muß, daß ich mir ob einer Mensur mit tödlichem Ausgange ganz gewiß keine grauen Haare hätte wachsen lassen, wäre ich so beleidigt. Und dabei halte ich mich garnicht für mittelalterlich beanlagt. Es giebt doch Dinge, gegen die man sich nicht anders wehren kann. In den wunder-

schönen Herbsttagen von 1866 hatte ich Geschäfte in Wernach. Sie waren rascher und besser erledigt, als ich gedacht hatte. Froh und vergnügt saß ich in einem Restaurant und las bei einer guten Flasche meine Zeitung. Es war ja wieder Frieden und Ruhe im Lande, rechts von mir saßen einige junge Herren bei ihrem Schoppen. Vertieft in das Blatt hatte ich ihrer wenig geachtet, bis die Thüre aufging und ein neuer Gast hereintrat. Das war eine auffallende Erscheinung durch Eleganz der Bewegungen, wie durch seine breitschulterige Größe. Das bleiche Gesicht umwallte eine wahre Sintflut, blauschwarzen Haares, unter der leichtgebogenen Nase hing ein langer schwarzer Schnurrbart.

„Für heute, meine Herren, erbitte ich mir Ihren Durst zu ein paar Flaschen von der göttlichen Wittwe zu Rheims" rief er den jungen Herren zu. Der metallische Klang dieser angenehmen Stimme hatte etwas wohlthuendes für das Ohr.

„Mann des Himmels", lachte ihm einer der Anwesenden entgegen, „und vorgestern hast du mir eine lange Vorlesung gehalten, wie du sparen wolltest, um das Privatdozententum mit Erfolg absitzen zu können. Du hast ja noch nicht einmal ein dickes Buch geschrieben. Mit wessen Tochter hast du dich verlobt. Zwei Fälle giebts nur: Professor oder Kommerzienrat?"

„Gratuliere von Herzen!" „Viel Geld?" „Gute Partie?" rief es durcheinander.

„Die beste Partie von der Welt!" jubelte der Ankömmling.

Sollte der Mann mit diesem vergeistigten edlen Gesicht sich wirklich um des lieben Geldes willen verkauft haben? Auch die Gesellschaft, in der er verkehrte, sah zu anständig für solchen Gedanken aus.

„Pfui, alter Freund", rief da eine Stimme, „du hast doch nicht nach Rothschildstöchtern geangelt?"

„Mensch, wo denkst du hin!" Ein goldhaariges, blauäugiges, herziges, liebes, kleines, deutsches Mädchen hab ich. Und Geld hat sie keinen Pfennig."

„Du, dann laß das große Sektschmeißen“, sprach die verständige Stimme, „laß mir die andern. Du hast jetzt ernsten und anständigen Grund zu sparen. Mit deiner Feder verdienst du nicht genug zu so was“.

„Doch, doch, alter Geselle. Ich habe ein solches Honorar für eine genealogische Arbeit verdient, daß ich zeitlebens keine Sorge mehr habe“, antwortete der schwarzhaarige Privatdozent. „Genealogie ist aber ein bißchen langweilig —“

„Schadet nichts, erzähle nur zu.“

„Meine Familie teilt sich in drei Teile und führt drei Namen. Eine Linie wohnt da oben an der Ostsee, die geht mich nichts an. Meine hat sich längst von ihr abgetrennt, wir haben einen italienischen Adoptivnamen nach dem Ritter Pigafetta, der die erste Weltumseglung nach Magelhaens Tod vollendete und beschrieb. Ein Urenkel dieses Weltumseglers erheiratete sich die jetzt mediatisierte Herrschaft Altenbürg. Da hat mein Vater mit seinem Vetter einen ärgerlichen Erbschaftsprozeß geführt, der die beiden einst so engbefreundeten Vettern bitter verfeindete und uns viel Geld kostete. Mein Onkel Erlaucht von Altenbürg galt für einen versauerten Sonderling. Ich kannte wenig mehr von ihm, als seinen Spitznamen. Mein Vater sagte, der sei verrückt und gräme sich nur, nicht in den Tagen Oswalds von Wolkenstein gelebt zu haben, um mit dem durch die Welt zu wandern.

Die Äußerung söhnte mich später mit dem Gedanken an den Herrn Onkel aus, den ich nie gesehen. Oswald von Wolkenstein ist mir immer einer der liebsten von allen mittelalterlichen Dichtern gewesen. Wenn der Onkel so aus Spott genannt wird, so muß unter all seiner Schrulligkeit Herz und Geist liegen, dachte ich. Nun hatte es mich immer gereizt, einmal einen Roman aus meiner eigenen Familiengeschichte zu schreiben, denn da hat es seltsame Schicksale gegeben. Ich dachte: bleibe bei deiner Art, die verstehst du am besten. Nun suche ich da unter dem Nachlaß meines Vaters nach einigen Briefen, die ich benutzen wollte, da kommt

mir ein Zettel von der Hand meines Großvaters unter die Finger, aus dem hervorgeht, daß fast alle unsere älteren Familienpapiere aus Wien in der Franzosenzeit nach Ungarn gerettet waren. Den Zettel hatte mein Vater nicht gekannt. Ich machte mich also auf die Reise. Nicht weit von Szegedin liegt das Gut, wohin Freundeshand diesen Besitz meines Großvaters barg. Beim Durcharbeiten verfliegen mir aber alle poetischen Gedanken: meines Vaters Forderung auf Auszahlung von vierhunderttausend Thalern erweist sich mir als vollklar und zweifelsohne. Alle die vielen genealogischen Notizen noch einmal zu kopieren und an hundert lange Urkunden abzuschreiben, das war mir viel zu langweilig. Ich führe meinen Beweis kurz und bündig, nummeriere und ordne die Originaldokumente, schreibe darauf: „Da riech' an Oswald von Wolkenstein!" So schick' ich die ganze Geschichte an des Herrn Reichsgrafen Erlaucht zu Altenbürg.

Jetzt gehen, seit ich wieder zurück bin, ein paar Wochen ins Land, und ich hatte ganz andere Gedanken im Kopfe oder richtiger im Herzen. Wunderschöne Liebesgedanken!

Da sitze ich gestern Abend in meinem Zimmer und sinne über ein paar Schwierigkeiten nach, die ich noch zu überwinden hatte, und träume — ich weiß selber nicht mehr was.

So versunken war ich, daß ich garnicht bemerkt hatte, wie da plötzlich ein eisgrauer kleiner Herr in grauem Reiseanzug und einem kleinen Köfferchen in der Hand vor mir steht.

Ein Probenreisender konnte das doch nicht sein! Die Augen muß ich doch schon gesehen haben! Hat er sie meinem Vater gestohlen?

Eben will ich schon sagen: Herr, wer sind Sie?" da tritt der kleine graue Mann auf mich zu, zeigt mit dem Finger auf mich und fragt ungefähr so, wie der Oberst einen Unteroffizier: „Doktor von Pigafetta?"

„Der bin ich. Mit wem habe ich die Ehre?"

„Oswald von Wolkenstein."

„Ah, siehe da. Onkel Altenbürg."

„Ja, Onkel Leonhard. — So laß dich mal besehen, Albrecht. Hm, siehst ganz gut aus, echt altenbürgsches Gesicht."

Mir war das eigentlich etwas unangenehm, so gemustert zu werden, wie es der Reiter mit seinem Pferde vor dem Jagdrennen thut. Aber das hatte doch wieder sein Spaßiges. Ich meinte, mit diesem Reiter im Sattel würden mir die Beine wohl nicht brechen. Nehme also ganz dieselbe ruhige Miene an und sage: „Na, Onkel Leonhard, gieb mir mal Hut und Rock und mach dir's bequem bei mir."

Ich hänge beides an den Nagel und sehe, wie der kleine alte Herr auf mein Sofa zugeht und sich, so lang er ist, darauf legt.

„Kann ich dir mit einem Krug Bier dienen, Onkel Leonhard?"

„Ist mir sehr recht, ich bin durstig."

Ich schenke ein und setze den Schoppen auf einen Tisch vor das Sofa und stellte den meinen daneben. Beim Öffnen der Flaschen hatte ich Zeit, darüber nachzudenken. War seine Erlaucht der Herr Reichsgraf nicht ein ganz possierliches liebes Kerlchen. So hatte ich mir den Feind meines Vaters nicht vorgestellt. Nein, komisch war er eigentlich nicht, wie sollte ich das bezeichnen? Ich setze also die Krüge hin, und er richtet sich ein wenig auf. „Schau, schau. Du rauchst ja noch lange Pfeifen und auch Meerschaumköpfe. Das thut die Jugend eigentlich nicht mehr. Was hast du für Tabak?"

„Varinas, reinen Varinas, Onkel Leonhard!"

„Dann stopf mir mal den großen Kopf, den mit dem Silberbeschlag, der neben dem Tschibuk steht!"

Will dieser alte Indianer, der Häuptling Grauer Bär eine Friedenspfeife mit dir rauchen? fragte ich mich. Das war ja meines Vaters Lieblingspfeife, die der Altenbürg ihm geschenkt. Vater hatte den Kopf von ihm geschenkt bekommen und ihn im Zorne über den Prozeß einst weggeworfen. Ich hatte dann heimlich meine ersten Rauchstudien daraus gemacht. Seltsam, seltsam, komisch ist der alte Herr nicht! Nun kenne ich sein Wesen: er ist einfach selbstverständlich!

Gut, dann muß ich ja auch selbstverständlich thun!

Unsere Pfeifen dampfen und Onkel Leonhard pafft, wie wenn ein kleiner Mann backt; sagt aber kein Wort.

Er schweigt mich an, ich schweige ihn wieder an. Aber alles hat seine Zeit, und da mir nichts Selbstverständlicheres einfällt, nehme ich meinen Schoppen und sage: „Prosit!"

„Prosit!" lautete die Antwort. Der Krug ist leer. Neu eingeschenkt, ruhig getrunken, paff—paff—paff — weiter geraucht.

Plötzlich sagt er: „Du kannst mir einmal erzählen, was du dein lebelang gethan hast?"

Dies kam mir ein bißchen schnurrig vor, aber ich konnte dabei am Ende herausbekommen, was der Alte von mir wollte und was er zu meinem Rechtsbeweise sagte. So erzählte ich, wie ich mein bißchen Geld verstudiert und verreist hatte, wie ich zu den Dokumenten gekommen war und nun hier als Privatdozent mit 0,0 Gehalt säße.

„Ist ganz in der Ordnung", meint Onkel Erlaucht und fügt hinzu: „Ich dachte, du solltest Priester werden?"

„Meine selige Mutter hatte sich das gewünscht, aber mir wäre Heiraten schon lieber!"

„Sehr vernünftig", meinte er mit einem Kopfnicken, das mir beinahe freundlich vorkam, „hm, hm, rauchst guten Tabak und schreibst auch eine leserliche Handschrift. Jetzt selten bei den jungen Herren!"

Nun ich gerade auf mein Ziel los: „Schön, Onkel Leonhard, daß du die Sachen gelesen hast. Was sagst du zu der Sendung?"

„Sendung? Ja, was soll ich dazu sagen. Ein dummer Streich war die Sendung!

„Das glaube ich nicht, ich habe sonnenklar recht!"

„Ach was, Recht! Davon rede ich nicht, ich meine die Sendung. Die war ein dummer Streich!"

„War sie nicht!"

„War sie doch!"

„Warum?"

„Glaubst du, daß ich in Altenbürg kein Brennholz habe und keinen Kamin, wo ich das Urkundenzeugs drin aufbrennen kann?“

Da war ich baff — — —

„Ja, was guckst mich an?“ sagt der alte Herr.

„Einfach, weil mir der Gedanke nicht in den Sinn gekommen ist, einer von uns könnte den andern um sein Erbe betrügen. Ich habe dir die Sache zugeschickt mit allen Originalen, damit du mit eigenen Augen sehen könntest, was Recht sei. Advokaten und Rechtsverdreher wollte ich dabei zwischen mir und dir nicht haben. Vater und dich haben die argen Gesellen in Unfrieden gebracht, und ihr waret doch blutsverwandt, und was noch mehr: ihr waret Freunde gewesen. Das ist meine Meinung, Onkel Leonhard!“

Da schnellt der kleine Herr vom Sofa auf, gewandt, wie ich es ihm nie zugetraut. Vor mir steht er und mir scheint, seine Gestalt will wachsen, bis sie so groß wäre, wie mein Vater gewesen. Und mit meines Vaters Augen sieht er mich an.

Ein Augenblick nur war's, dann sank er in seine kühle Selbstverständlichkeit zusammen. Ruhig schritt er auf seinen Koffer zu, schloß ihn auf und nahm ein Aktenstück hervor. Mit einem ungemütlichen Gefühle überkam mich der Gedanke: nun holt er am Ende gleich eine Quittung über das Geld aus dem Sacke. Mich kam ein Ekel an vor dem Streitgeld. Wenn er dir nun einen Haufen Kassenscheine auf den Tisch legt!

Aber nicht so. „Komm her und schreibe deinen Namen hier an diese Stelle!“

Der Ton ließ keine Weigerung zu, er klang so gebietend und dabei doch so freundlich. Ich mußte gehorchen und schrieb unbesehens.

„Gut so, mein Sohn“, sagte er in freundlichem Plauderton und ganz ruhig; nachdem er das Dokument wieder in den kleinen Koffer geschlossen hatte, fährt er fort: „meinst du nicht auch, daß es nun Zeit ist, zum Abendessen zu gehen?“

„Ja, Onkel, ich bin bereit!“

„Nichts da, Onkel, heißt Vater!“

„Vater?“

„Das hast du ja mit deiner Unterschrift anerkannt. Stand ja zu lesen in der Schrift.“

„Du hast sie ja gleich weggeschlossen, ich habe ja unterschrieben ohne zu lesen. Wußte ich doch, wer Augen im Kopfe hat, die denen meines Vaters im Blicken so gleich sind, der verlangt kein Unrecht von mir.“

„Das sind jetzt auch nach allem Recht deines Vaters Augen, mein Sohn, denn das Papier ist eine Adoptionsurkunde. Du bist so, wie ich erwartet hatte, dich zu finden. Meine Frau ist tot und mein Sohn auch. Deinem Vater habe ich unrecht gethan. Nicht wahr, du willst für einen alten einsamen Mann ein lieber Sohn sein?“

In den Augen glänzte ein feuchter Schimmer, wie von einer Thräne, als er seinen Arm um meinen Nacken schlang und mich an sich zog. Mir war zu Mute, als sei mein Vater aus dem Grabe auferstanden. Ich fühlte, wie mein Herz schlug. Mir ward ganz schwindlig, wie ich mir vorstellte, ich sollte wieder einen Verwandten haben, den ich lieben konnte, ich sollte der Erbe werden von Millionen. Ach, an das Geld dachte ich ja auch eigentlich nicht, aber an das Frauenleben, dem es Rosen im Winter bringen sollte!

Wie trat mir das schmale Engelantlitz mit den schweren goldblonden Flechten vor die Seele und mit dem sanften Ausdruck voll Liebe und Güte. Und mit dem Bewußtsein der Liebe kam aus dem Taumel des Unverhofften auch die Erinnerung an eines ehrlichen Menschen Pflicht.

Ich trat einen Schritt zurück, aber ich behielt seine Hand in der meinen:

„Zeitlebens will ich dir für diese Herzensgüte danken, aber weil ich bin wie ich bin, so wirst du mich sicher zum Sohne nicht haben wollen. Gieb mir das Papier zurück, ich will die Urkunde zerreißen. Laß mich offen Farbe bekennen, weiß ich doch, du selbst würdest nicht anders handeln.

Hoch und heilig hab ichs mir angelobt, kein anderes Mädchen zu heiraten, als die, von der ich hoffe, sie wird in Kürze meine Braut. Du hast aber als Standesherr Autonomie und würdest eine Ehe nicht anerkennen, die du als Mesalliance bezeichnen müßtest. Sie ist nicht von Adel."

„So — so — ruht ein Makel auf dem Mädchen?"

„Nein, sie ist rein wie Gottes Sonne goldner Strahl!"

Das Gesicht des Alten hellte sich merkwürdig auf. Ich faßte Mut und Vertrauen. „Höre", sagte ich, „sie stammt aus einer guten alten Art. Die Familie ist aus Bremen. Ihr Vater war Arzt, erkrankte, verlor die Praxis und starb in ehrlicher Armut, obwohl es in Bremen reiche Leute aus dem Geschlecht giebt. Mein Lieb ist hier bei entfernten Verwandten untergebracht."

„Wie heißt sie?"

Ich nannte den Namen. Da lachte der Alte ganz leise in sich hinein: „Komm du nur erst nach Altenbürg, dann wirst du im Archive finden, was vor Zeiten einer aus der Art für einen von uns gethan, den die Hexenrichter gerne aufgebrannt hätten. Glück und Segen dazu mein lieber Sohn. Schau, schau! Ist ja ganz recht von dir, daß du treu an deiner Liebe hängst. Meine abgelebte Standesherrlichkeit kann ich dir ja doch nicht vermachen, mußt dich mit einem Grafentitel ohne Erlaucht begnügen. Morgen mittags werde ich zu den Verwandten des Mädchens hingehen und alles in Ordnung bringen! Aber nun komm, ich bin wirklich hungrig. Wie nett, daß ich auch gleich eine Tochter ins Haus bekomme! Aber alte Leute greift so was an: ich habe ernsthaften Appetit."

Ehe wir aus der Thür gingen, umarmte mein Vater mich noch einmal so recht von Herzen.

Unser Weg führte uns an der Villa Braun vorbei, ich wohne ja gegenüber. Stoßt an. Ännchen Knoop ist wirklich meine Braut — hei, wie die Gläser klingen!

Und wie ich mich verlobte! Ja, denkt, denkt nur ganz nach meines neuen Vaters Rat — ganz selbstverständlich!

Wir gehen über den Weg — da steht sie und bindet Rosen an, und die Abendsonne flutet über ihr goldenes Haar.

„Die soll's sein, Vater!"

„Wie schön sie ist", sagt er leise, „und ein so liebes gutes Gesichtchen, nur ein bißchen zart, ein bißchen zu zart. Ruf sie her!"

„Ich habe ihr ja noch gar nicht gesagt, daß ich sie lieb habe!"

„Warum springst du denn nicht über den Zaun, mein Sohn. Marsch! Ich gehe ins Hotel. Bring mir das Jawort nach!"

Ruhig wendet er sich — und ich über den Zaun.

Ja, was nun kam — ich weiß es vor Glück selber nicht mehr. Ich weiß nur, jetzt ist mein Vater bei ihrem Onkel und morgen bekommt ihr die gedruckten Anzeigen. Stoßt an! stoßt an!

Hell klangen die Gläser aneinander und herzlich waren die Glückwünsche der jungen Leute!

Ich selber leerte mein Glas in meiner stillen Zuschauerecke auf das Wohl des Brautpaars. Da ward die Thüre aufgerissen — aber Doktor Brunner, was ist Ihnen denn? Sie sehen ja aus, wie der Kalk an der Wand! Nehmen Sie nicht zu viel von Ihren Tropfen! So — nun kommt wieder Farbe in Ihr Gesicht — — —

Also da ward die Thüre aufgerissen und herein stürzte in höchster Aufregung ein Herr. Erst kam er auf mich zu, sah mich an mit wutfunkelnden Augen, dann wandte er sich und stürzte auf den andern Tisch los. Vor dem glücklichen Erzähler blieb er stehen. Sein Atem keuchte und mühsam stieß er die Worte hervor: „Sind Sie der Doktor von Pigafetta?"

Der Angeredete verneigte sich.

„Sie sind ein ehrloser Hallunke!" schrie die heisere Stimme. Im selben Augenblick traf Pigafetta ein furchtbarer Faustschlag mitten ins Gesicht. Das Blut stürzte aus der Nase. Pigafetta wankte unter der Wucht des Schlages.

„Hier ist meine Karte, ich erwarte Ihren Sekundanten!“ schrie der Wütende und raste aus dem Zimmer.

„Die That eines Wahnsinnigen!“ sagte der Gemißhandelte, sich das Blut aus dem Gesichte wischend und eine mächtige Erregung gewaltsam niederkämpfend.

„Leider ist sie das nicht“, sagte einer der Anwesenden, „sie ist vorbedachte Kränkung und Forderung auf Leben und Tod. Hier auf der Rückseite der Karte steht ein Name als Kartellträger, gegen den sich nichts einwenden läßt. Ich lese hier, mit sicherer Hand geschrieben: Lieutenant von Liebenthal erwartet heute Nachmittag Ihren Kartellträger in der Weinstube des Berliner Hofes. Vorne steht: Klaus Tatermann, Rechtsanwalt, Berlin.“

„Dann sei Gott mein Zeuge, ich habe diesen Menschen nie im Leben gesehen, geschweige denn ihn beleidigt. Er hat sein Verhängnis in mir herausgefordert“, sagte der Gekränkte mit unheimlichem Ernst, „und Sie, mein Herr“ — wandte er sich an mich — „der Sie Zeuge dieses traurigen Ereignisses waren, verpflichte ich als Ehrenmann, zu schweigen, bis die Sache ausgetragen ist.“

„Mein Ehrenwort“, sagte ich mich ernst verbeugend.

„Leben Sie wohl, meine Herren!“ sprach Herr von Pigafetta und verließ das Haus.

Herr von Anskjold war ein Erzähler, der nicht nur mit Worten, sondern auch lebendig mit Blick und Gebärde vortrug. Aller Augen hingen an ihm. So kam es, daß wir erst jetzt, da er schwieg, auf Doktor Brunner schauten.

Zusammengesunken saß er auf einem Stuhle, die Hände vors Gesicht gepreßt, bitterlich weinend.

Wir alle schwiegen und ehrten sein Leid, denn schwer muß es sein, wenn ein Mann weint. Der Pater Guardian und die beiden Mönche sprachen ein stilles Gebet. Die Stille ließ allmählich den Arzt zur Besinnung kommen:

„Verzeihen Sie den Anblick, den ich Ihnen bot“, sprach er mit fester werdender Stimme, „ich schäme mich meiner Thränen nicht. Erst jetzt erkenne ich, wie furchtbar hart das

Schicksal war, das sich auch meiner Hand bediente, um einen so ehrenwerten Mann, wie meinen Freund Klaus Tatermann, in den Tod zu jagen.

Klaus Tatermann und ich waren Freunde von kleinauf. Meine Eltern starben in derselben Choleraepidemie, die auch seinen Vater dahinraffte. Seine Mutter hat nach zwei Jahren wieder geheiratet. Klaus und ich wuchsen fern unserer Heimatsorte in Zerbst auf. Ich kann mich nicht darauf besinnen, daß mein Freund seinen Stiefvater je besucht hätte; bei anderen Verwandten war er stets in den Ferien. Da lernte er auch seine Stiefschwester Anni kennen. Von ihr sprach er allein und mit rührender Liebe; von seiner Mutter nie. Er war sonst keineswegs verschlossen in Familiensachen. Gerne erzählte er von den vielen andern Tatermanns, die durch ganz Deutschland verbreitet seien. Sie sollten von Zigeunern abstammen und er wußte auch eine abenteuerliche Sage aus der Zeit vom dreißigjährigen Kriege zu erzählen. Voll Rühmens war er ob des treuen Familienzusammenhanges. Und dazu hatte er auch guten Grund, denn er lebte von so reichlichen Familienstipendien, daß er bei recht teuern Korps aktiv sein konnte und immer für gute Freunde noch etwas übrig behielt. Jeder mochte ihn leiden, denn sein Humor war nie verletzend, seine Haltung maßvoll und seine Anschauung von Recht und Unrecht ein klarer Ehrenspiegel.

Die Semester, die ich mit ihm in München und Tübingen verlebte, sind die schönsten und lustigsten in meinem Leben. Dann gingen unsere Wege, doch nicht unsere Herzen voneinander.

Klaus Tatermann war Rechtsanwalt in Berlin geworden, ich ließ mich als Arzt in Wernach nieder. Ein Freund hatte mir dort eine Wohnung gemietet, während ich vor meiner Siedlung noch eine Reise gemacht. Auf der Rückreise hatte ich Klaus nach Braunschweig bestellt, das mir gelegen lag. Dort wollten wir noch einen fidelen Trunk thun, bevor ich ins graue Philisterium zog — er hatte sich darin schon vor Jahresfrist angesiedelt.

Selbstredend kamen wir da auf die Wernacher Verhältnisse zu reden, die er leidlich, jedenfalls besser als ich, zu kennen schien. Ich sagte ihm auch, mein Freund Ebert habe mir in der Villa Braun eine Wohnung ausgesucht; hoffentlich wäre sie günstig gelegen.

„Villa Braun", sagte er nachdenklich, „das ist nicht bloß für den Sommer günstig. Du wirst Fremdenpraxis bekommen. Weißt du, Brunner, daß es mir aufrichtig lieb ist, du und kein anderer kommst gerade in dieses Haus. Du kannst mir da bei einer sehr ernsten Ehrenpflicht helfen. Gieb mir die Hand darauf."

„Treu bereit wie immer, alter Klaus! Was soll ich thun?" sagte ich warm.

„Dazu muß ich dir von Dingen reden", entgegnete er, „die mir früher nicht zur Mitteilung geeignet schienen. Du weißt vielleicht, daß meine Mutter sich nach meines Vaters Tode wieder verheiratet hat. Das entfremdete sie unserer Familie. Wir sind beinahe alle reformiert, mindestens protestantisch; sie war katholisch. Zum zweitenmale Witwe geworden, fiel sie einem Priester in die Hand, der nicht zu den Guten seines Standes gehörte. Unsere Familie wollte für sie und ihre Töchter sorgen. Das duldete der fanatische Pfaffe nicht. Meine Mutter war stets kränklich. Religiöse Selbstquälerei beschleunigte ihr Ende. Nun lebt meine Stiefschwester im Hause eines Vetters meiner Mutter in Wernach. Rat Braun ist herzensgut, aber bigott und willensschwach. Du weißt, wie lieb ich meine Schwester habe. Sie ist fromm in ihrem kindlich tiefen Gemüt. Ich hoffe, sie hat von Mutters schwärmerischen Anschauungen nicht allzu viel geerbt. Ich möchte, daß Ännchen auf dem rechten Wege bliebe, um zu werden, wozu deutsche Mädchen da sind: keine Nonne oder Betschwester, sondern eine gute, glückliche Hausfrau. Du kennst ja meine Vermögensverhältnisse; noch kann ich meine Schwester nicht zu mir nehmen, ich muß meine Advokaturpraxis noch zwei Jahre älter werden lassen. Nun bin ich in großer Sorge um meine Schwester, und zwar nicht bloß der Um-

gebung wegen. Ännchen hat eine Mitgift bekommen, die für ein ganz armes Mädchen leicht sehr verhängnisvoll werden kann. Sie ist eine ganz außergewöhnliche Schönheit. Jetzt weißt du genau, was du zu thun hast, und schreibst mir sofort, wenn sich ihr Persönlichkeiten nähern, denen du nicht traust. Gieb mir die Hand, mein Junge! So, nun ist mir ein gut Teil leichter ums Herz. Nun laß uns fidel sein!" —

Ich trat also im Frühjahr 1866 meinen Beruf an. Wäre ich in anderer Stimmung, so könnte ich launige Schilderungen davon machen, wie ich ungeduldig auf den ersten „Fall" meiner Praxis lauerte. Nach drei Tagen kam er denn auch. Ich ward in die Küche berufen, wo Ännchen sich in den Finger geschnitten. Es war gerade kein Heftpflaster im Hause, und bei mir setzte man den Besitz dessen voraus. Zwar etwas enttäuscht über die Gefahrlosigkeit der Wunde legte ich den Verband an mit der würdevollen Ernsthaftigkeit des angehenden Medicinmannes. Herr Rat Braun und Ännchen lachte mich dabei aufs freundlichste aus.

Dieser „erste Fall" war insofern wichtig, daß er mich in die Familie meiner Hausgenossen einführte. Fräulein Anni Knoop kam mir mit gewinnendem Vertrauen entgegen, denn sie wußte, ich war ihres Stiefbruders Freund. Zu Klaus Tatermann mit seinem ruhigen festen Charakter sah sie wie zu einem höheren Wesen empor.

Nie habe ich eine klarer und reiner gestimmte Frauennatur gesehen. Sie zwang mich mit ihrer anmutigen Einfachheit oft dazu, daß ich das Bewußtsein verlor, mit der viel beneideten Schönheit von Wernach zu reden. Sie selber ahnte nicht, wie unbeschreiblich hold sie war mit ihren vollen goldblonden Flechten, und den dunkelblauen Augen.

Oft, wenn ich versunken war im Anschauen dieses holden Wunders, weckte sie mich mit der Frage, über welchen Fall aus meiner Riesenpraxis ich nachdächte. Wenn sie dann freundlich lachte, huschte ein tieferes Rot über die zarten Wangen, die ich nie ohne Sorge ansah. Heimlich stahl sich meine Hand in die Brusttasche, wo mein Auscultierrohr

steckte. Wie eine lähmende Sorge legte es sich über mich: „wenn nur ihre Lungen ganz gesund sind!“

Dieser Gedanke verließ mich nicht, wenn sie im Zimmer war oder wenn ich sie im Garten mit einem kleinen Nachbarskinde Greif spielen sah und dann ihre Wangen sich röteten.

Sofort nach Wiesbaden, den Sommer nach Görbersdorf, Davos für den Winter! Dann noch eine kleine Nachkur und das Übel müßte im Keime erstickt sein!

Phthisis pulmonum ist eine lügnerische Krankheit, sie lügt Gesundheit, wo sie Verderben wirkt.

Einmal waren wir mit Rat Braun auf die Lauerburg gestiegen. Der steile Pfad machte Ännchen wirklich Mühe. Das abgerundete Rot auf ihren Wangen stach dunkel ab von der zarten Hautfarbe, welche die blauen Äderchen an den Schläfen durchscheinen ließ.

Ach, es war ein reizender Nachmittag, den wir da oben verbrachten.

Abends aber kam die ärztliche Sorge wieder. Ja, es war meine Pflicht, darüber an Klaus Tatermann zu berichten. Ich zündete meine Lampe an und begann ein Gutachten abzufassen.

Meine Feder kam ins Laufen. Als ich das Werk am andern Morgen zur Post trug, war ich völlig der Meinung, die medizinische Fakultät in Wernach würde diese Abhandlung über Phthisis pulmona sicher als Habilitationsschrift genehmigen, wenn ich sie ihr vorlegte. Aber Ännchen ging vor, Klaus mußte ja wissen, was ich befürchtete.

Ich war diesen Morgen recht zufrieden mit mir.

Nach zwei Tagen erhielt ich einen Brief von Klaus Tatermann aus Berlin, der ungefähr folgendermaßen lautete:

Lieber Ernst!

Aus Deinem konfusen Geschreibsel habe ich ersehen, daß Du bis über die Ohren in meine Schwester verliebt bist. Es kann nicht lange dauern, bis Du ausreichendes Einkommen hast, da Du ja von Natur nicht ganz ohne Geld bist. Einen besseren — oder wenigstens mir lieberen

Mann kann ich meiner Schwester nicht wünschen. Was Ehrenpflicht ist, das weißt Du. Ich traue fest auf Dich. Sei wachsam gegen Dich und sie. Jede Frucht gebraucht Zeit zum Reifen. Drängt sich ein Dritter in Deine Kreise, so bitte ich umgehends um Nachricht. —

Der Brief sank mir aus der Hand auf den Tisch. Das heilige Geheimnis, das meine Seele sich selber noch nicht offenbart hatte, da stand es schwarz auf weiß in Klaus Tatermanns schlechter Juristenhandschrift.

Ja, bei Gott, ich liebte sie. Ich liebte! Zum ersten, zum letztenmal in meinem Leben. Ich liebte. —

In langgezogenen Tönen schlug draußen eine Nachtigall. Ich vergesse das nicht. Aber ich kann seitdem diesen Vogelschlag nicht mehr gut hören.

Mit ungestümen Schritten ging ich in meinem Zimmer auf und ab. Ich hätte laut hinausjubeln mögen in die weite, weite Welt.

Da fiel mein Blick auf das Bild meines Freundes und Lehrers. Von ihm, von Bartels in Kiel hatte ich meine besten Kenntnisse über die Lungenschwindsucht. An seiner eigenen leidenden Brust, kaum der Stimme mächtig, erklärte er uns die Krankheit, der langsam sterbende Fechter der Heilkunde.

Wie kam ich dazu in meiner überströmenden Seligkeit, vor dem Bilde des edlen Mannes stehen zu bleiben?

Ein seltsames, ungewisses Ding ist das Menschenherz.

Wie einem Patienten befühlte ich meinen Puls und diagnostizierte: Liebe, Infektionskrankheit des Herzens. Kann zu großen Thorheiten führen. Abwendung der Gefahr: gesteigerte Arbeitsthätigkeit. —

Die sollte mir bald genug kommen, denn bald darauf brach der große Sturm los. Die politische Stimmung ward schwül und gereizt. Ich hatte keinen Grund, zu verleugnen, daß ich ein Preuße war.

Ja, ich hatte sogar einen Grund, es zu betonen — namentlich Ännchen gegenüber. Das war eine anständige,

ehrenhafte Hülle, unter der ich verbergen konnte, was mir die Ehrenpflicht verbot, Ännchen zu zeigen. All meine Unbefangenheit war von mir gewichen. Ich konnte nicht mehr mit ihr verkehren, wie einst. Mochte sie über den steifen Preußen scherzen. Es war ja besser so.

Und die Wolken des gewaltigen Gewitters entluden sich krachend. Wir konnten den fernen Kanonendonner in Wernach vernehmen.

Lange Züge mit Kranken und Verwundeten kamen heran. Ich hatte die Hände voll. Das Lazarett in Wernach hat meinen Namen in der medizinischen Welt begründet. Es war eine furchtbar anspannende Thätigkeit. Aber am Abend, oder wenn ich sonst nach Hause kam, dann leuchteten Ännchens Augen so milde und freundlich. Selten kam ich heim, ohne daß sie mich mit einer kleinen Erfrischung empfing. Dankte ich ihr dann befangen und linkisch, so sagte sie: „Wenn Bruder Klaus ein Doktor wäre, so machte er es gerade wie Sie. Ihm würde ich dann als gute Schwester gewiß doch auch eine Tasse Thee, ein Butterbrod oder ein Glas kühles Bier bringen. Und Sie sind ja sein Freund, Herr Doktor Brunner."

Ist das ein Zeichen der erwachenden Neigung? fragte mein Herz sich bangend.

Der Krieg hatte die Universität aufgelöst und der Kreis meiner Bekannten in der Kneipe war gesprengt. „Fachsimpeln" beim Bier habe ich stets für inkommentmäßig gehalten. Darum verkehrte ich meist mit Leuten aus anderen Wissensgebieten. Naturforscher und Historiker waren mir in der Regel die anregendsten. Die meisten aber waren zu den Waffen gerufen hüben und drüben. So kam es, daß ich mich näher an einen Privatdozenten für Diplomatik und historische Hülfswissenschaften anschloß. Der Doktor von Pigafetta war früher in Österreich Soldat gewesen und sah sich durch das rasche Vordringen der Unseren abgeschnitten, um nach dorthin zurückzukehren. Seine politischen Sympathien folgten überdies meinem Könige und seinem energischen Minister.

Das brachte uns näher aneinander. Weitgereist, wie er war, fesselte er mich durch seine vielseitige Bildung, die großes positives Wissen mit der Form des Kavaliers zu vereinen wußte.

Er war ein bildschöner Mann von riesiger Körperkraft. Seine schwarzen Augen entflammten alle Mädchenherzen. Und doch konnte man von ihm nicht sagen, daß er sich auf Eroberungen legte. Er besuchte als geborener Katholik sogar an jedem Sonntag die Messe. Und doch galt er in der Frauenwelt für einen ganz gefährlichen Menschen.

Wenn ich Zeit hatte, besuchte ich ihn. Es war ja nötig, daß ich mich dem Hause fernhielt, um mein Versprechen zu halten, das ich Klaus Tatermann und mir selber der Geliebten wegen gegeben.

Einmal kam ich nach Hause, da sagte mir das Dienstmädchen: Der Herr Doktor von Pigafetta ist auch schon dagewesen. „Wann?“ fragte ich. „Um elf Uhr“, lautete die Antwort.

Da fuhr mir's, ich weiß nicht wie, durch alle Glieder. Um elf Uhr! Er mußte doch wissen, daß ich um diese Zeit noch im Lazarett zu thun hatte. Er hat dir am Ende was recht Wichtiges mitzuteilen, dachte ich. Spornstreichs war ich bei ihm.

„Ich war auf dem Wege, Ihnen eine Novelle von Storm zu bringen. Wir hatten ja gestern davon gesprochen. In ihrem Hause erst fiel mir ein, daß ich sie nicht in der Tasche, ja nicht einmal hier, sondern an Doktor Ebert verliehen hatte. Man ist doch manchmal sehr zerstreut. Morgen will ich sie Ihnen bringen!“ sagte er.

Ja, ja, man ist manchmal sehr zerstreut, und ich glaube, an diesem Tage war ich es auch.

Folgenden Morgens war ich sehr beschäftigt. Ich kam erst längst nach Mittag zu Hause. In der Rosenlaube saß Ännchen und las. Sie schien ein dünnes Büchlein eben vollendet zu haben.

Als meine Schritte im Kies des Weges knirschten, erhob sie sich: „Schön, daß Sie nicht eher kamen, sonst hätten Sie mich gestört. Ihr Freund, Herr von Pigafetta, hat diese

reizende Novelle heute früh gebracht, als Sie eben fortgegangen waren. Nun habe ich sie ausgelesen. Sie ist sehr schön, aber so traurig.“ — — —

In meinem Zimmer warf ich den Band auf den Tisch. Ich habe die Geschichte bis heute nicht gelesen.

Meine Praxis fesselte mich stark. Wenn ich es machen konnte, so ging ich eine andere Straße als die, wo ich Vigafetta vermuten konnte. Mehrere Wochen lang hatte ich ihn nicht gesehen, bis er mir endlich einmal über die Straße zurief: „Guten Tag, Herr Nachbar!“

Was sollte das sagen? Ich sollte es bald erfahren. Vier lange Operationen hatten mich fast den ganzen Tag im Lazarett weilen lassen. Meine Nerven waren scharf mitgenommen und aufgeregt. Darum machte ich einen langen Spaziergang in die Berge. Fußmüde, aber doch nicht schläfrig, legte ich mich zu Bett. Es war ja auch Vollmond, da schlafe ich selten fest. Eben wollten mir die Augen zufallen, da klang Musik an mein Ohr. Straßenmusik um die Zeit, das wäre ja grimmiger Unfug! — Voll und tief klangen die Töne einer Geige zu mir durchs offene Fenster. Die müssen von der Villa Reinach, von gegenüber kommen, erklärte ich mir die Thatsache. Gestern standen die oberen Zimmer noch leer und nun — es ist rein zum Verzweifeln — hat sich da ein Virtuose niedergelassen. — Nein, nein, kein Virtuose, ein Künstler, der Mendelssohns Violinkonzert auf einer guten Amati oder Straduari spielt. Das ist allerdings Musik für eine mondbeglänzte Sommernacht!

Auf den Ellbogen gestützt lauschte ich dieser zauberischen Elfenmusik und wunderte mich, wer der Spieler sein, und wie der Schall aus den Zimmern so herüberdringen könne. Mit Grund schloß ich, der Spieler müsse auf dem Balkon stehen. Schade, das Konzert ging zu Ende. Ich hätte mir den Künstler gerne angesehen und ihm ein herzliches Bravo zugerufen.

Doch jetzt fing das Spiel wieder an. Hoch richtete ich mich auf. Das war das einzige Liebeslied, daß der alte

Johann Sebastian Bach in seinem Leben gedichtet und komponiret hatte. In Gedanken summte ich den Text mit:

„Willst du dein Herz mir schenken,
So fang es heimlich an,
Daß unser beider Denken
Niemand erraten kann!"

Jetzt hielt es mich nicht länger im Bett, ich mußte die dichte Gardine zurückschlagen und den Spieler sehen.

Im klaren Mondlicht erblickte ich Pigafetta mit der Geige in seiner Meisterhand. In Ännchens Zimmer war Licht.

Es war, wie wenn eine Nebelgestalt, die Eiseskälte ausströmte, an mich heranträte und mir zurief: Nimm die Pürschbüchse von der Wand und schieße ihn herunter! — Das war die Eifersucht, wütende Eifersucht.

Sollte ich an Klaus Tatermann schreiben? Aber was konnte ich melden? Warum sollte er nicht spielen, was und so schön wie er wollte.

Tatermann schickte mir in dieser Zeit ein Buch. Als ich ihm dafür dankte, konnte ich mich nicht enthalten, ihm meine Sorgen mitzuteilen.

Drei Wochen gingen ins Land. Da kam ein Brief von Klaus Tatermann mit dem Inhalt, nach eingezogenen Erkundigungen sei Pigafetta ein ganz unsteter Mensch, namentlich für Frauen gefährlich. Der Brief erhielt eine dringliche Mahnung, sofort zu schreiben, wenn Pigafetta Annäherungsversuche mache. Zugleich bat der Stiefbruder meiner Liebe um einen Zettel von Pigafettas Handschrift. Tatermann glaubte aus der Schrift bestimmte Schlüsse auf den Charakter des Menschen ziehen zu dürfen. Ich sandte sofort einen Brief von Pigafettas Hand, den ich früher erhalten, nach Berlin ab.

Gleich darauf bekam ich wieder ein Schreiben von Klaus. Jede Zeile atmete Sorge um die Schwester. Fast flehend bat mich der Freund, sie ängstlich zu überwachen.

Ich antwortete, Unrecht hätte ich nicht bemerkt und zum Spion sei ich nicht geboren.

Wirklich, in ihrem Benehmen zu mir war Ännchen unverändert. Sie war stets von gleicher Freundlichkeit. Ja, sie bewies mir eine mitleidige Teilnahme, denn die Eifersucht und Sorge raubte mir die Ruhe der Nacht. Tagsüber hielt mich das Lazarett in Thätigkeit. Seit dem 26. Juli, dem Tage des Präliminarfriedens von Nikolsburg, hatte es sich sehr stark überfüllt, und auch nun, nach dem 23. August, da endlich der Frieden abgeschlossen war, nahm die Zahl der Patienten nicht ab. Es gab viele schwere Erkrankungen.

Da ward ich bleich, aufgeregt und abgespannt. Mit rührender Aufmerksamkeit hielt Ännchen jetzt stets irgend eine kleine Stärkung für mich bereit, wenn ich nach Hause kam. Aber ich wagte nicht mehr zu hoffen. Jedes freundliche Wort von ihr that mir mehr wehe als wohl. Mitleid war es — nur Mitleid mit einem körperlichen Zustand. Mitleid ist Gift für ein Herz, das nach Liebe verlangt.

Anfangs September fand ich einen Brief in meinem Kasten, in dem mich Klaus aufforderte, ihm mit der ersten Post das jüngst entliehene Buch zurück zu senden, da er es einer Dame für den nächsten Abend zugesagt.

Ich hatte es Ännchen zu lesen gegeben. Sie war ausgegangen. Sollte mein Freund sein Versprechen noch halten können, so mußte das Buch binnen spätestens zwanzig Minuten auf der Post sein.

Ich lief zu dem Herrn Rat Braun und fragte ihn, wann Ännchen wiederkäme. „Meine Nichte", sagte er, „kommt wohl erst gegen Abend mit meiner Frau aus dem Damenkaffee. Aber darum keine Sorge, Herr Doktor. Ich weiß, das Buch liegt auf Ännchens Schreibtisch. Halten Sie nur Papier, Lack und Faden zur Emballage bereit. Ich bin gleich mit dem Buche bei Ihnen."

Kaum hatte ich das Nötige in Ordnung, so kam der Herr Rat mit dem Buche und hielt das Siegellack ans Licht, während ich das Packet faltete.

„Wären Sie zwei Minuten später gekommen, würde das Packet erst morgen früh abgegangen sein", sagte der

Schalterbeamte auf meine Frage, ob ich noch zur rechten Zeit käme?

O, wäre ich doch zu spät gekommen!

Anderen Tages sah ich Ännchen nicht, sie mußte mich absichtlich vermieden haben.

Am folgenden Morgen brachte sie mir den Kaffee in den Garten. So schön hatte ich sie nie gesehen. Eine Engelsfreude, eine unschuldige Seligkeit lag auf ihrem holden Gesichtchen.

Das war am siebenten September."

„Das war am siebenten September", wiederholte Baron Anskjold mit dumpfer trauriger Stimme.

„Und ein schlimmerer sollte ihm folgen", fuhr Doktor Brunner fort zu erzählen. „Ich hatte an jenem siebenten September wieder einmal so viel zu thun, daß ich erst am Nachmittage meiner Wohnung zuschreiten konnte. Ehe ich aber noch in das Villenviertel kam, hörte ich eine bekannte Stimme hinter mir rufen: „Halt, Front, Doktor, ich suche dich wie eine Stecknadel!"

Der Rufer war ein junger Korpsstudent, der umgesattelt hatte und nun Dragoneroffizier war. „Was giebt's, Liebenthal?" rief ich zurück.

„Du, du", sagte er, ganz nahe an mich herankommend, „packe dein Verbandzeug zusammen und gehe nach Fischbach."

„Ist dort jemand verunglückt?"

„Nein, aber morgen früh werden es wohl zweie thun. Es ist eine verdammte Geschichte. Klaus Tatermann wartet da auf dich. Wir sind von Heidelberg aus, wo du nicht warst, Korpsbrüder, darum habe ich unbesehens eine Kartellsache für ihn angenommen und ausgetragen, für die ich mich wohl in kurzer Frist zum Abschied eingeben muß. Wenn Herr von Tatermann mit dem Leben davonkommt, so wünsche ich ihn ferner nicht zu kennen!"

„Pigafetta?" stieß ich hastig hervor.

„Ja", antwortete Herr von Liebenthal, „weißt du auch von diesem Skandal?"

„Ich weiß nichts, es war nur eine Ahnung.“

„Dann laß dir alles weitere von Herrn Tatermann in Fischbach erzählen und triff für später deine Maßregeln danach. Vorläufig wollen wir unsere Pflichten als Sekundant und Arzt beide erfüllen!“

„Mensch, sage mir um Gottes Willen, was ist vorgefallen? Ich hatte bisher keine Ahnung davon, daß Tatermann hier war.“

„Es ist mir lieb für dich, daß ich das höre. Was ich weiß, will ich dir in Kürze sagen. Ich ritt vom Exerzierplatz am Bahnhof vorbei, als eben der Zug von Berlin ankam. Da stürzte Klaus Tatermann aus dem großen Gedränge hervor und hielt mich an. „„Du kommst mir wie gerufen, Liebenthal“, sagte er, „ich habe eine Ehrenbitte an dich. Bitte, gehe heute Nachmittag in die hintere Weinstube im Berliner Hof. Da wird dich wohl jemand aufsuchen, dem sagst du, ich wollte seinen Mann morgen früh um sechs Uhr hinter Fischbach bei der großen Eiche auf drei Schritt Barriere sprechen. Für Waffen sorgst du. Brunner soll noch heute Abend zu mir herauskommen und die Nacht bei mir bleiben. Ich habe viel und ernst mit ihm zu reden. Lebe wohl, Liebenthal.““

„Und weg war er. Nun kenne ich ja wie du den Tatermann von Grund aus. So glaubte ich wenigstens. Wenn der jemand auf Leben und Tod fordern wollte oder gefordert hatte, so mußte das eine durchaus gerechte, wohl überlegte, ehrenwerte Sache sein. In dem Gedanken faßte ich Posto in dem Lokal. Wohl eine halbe Stunde mochte ich da alleine gesessen haben, als ein alter Herr, ein naher Freund meines Vaters, hereintrat. Der Reichsgraf von Altenbürg. Kennst du ihn? Nein, na schadet nichts. Er ist das Muster eines Edelmannes aus alter Zeit, wenn auch ein wenig sonderbar. In unserm Hause habe ich ihn von kleinauf stets als eine Art von Onkel betrachtet und nannte ihn Du und mit seinem Spitznamen.

Freudig sprang ich auf und hielt ihm beide Hände entgegen. Baumstill blieb er vor mir stehen und sah mich mit

seinen finstern schwarzen Augen an, bis er endlich sagte: „Herr Lieutenant, bevor ich sage, was ich Ihnen zu sagen habe, erlauben Sie mir die Frage, wie kommt meines lieben alten Freundes Oscar Liebenthal eigener Sohn dazu, sich mit einer so ehrlosen Sache zu identifizieren?"

Das flog mich an wie ein Hagelwetter.

„Ich erlaube mir, Eurer Durchlaucht im schärfsten Ernst zu versichern, daß meines Vaters Sohn von keiner unehrenhaften Sache weiß."

„Sie mußten aber nach dieser Karte, die Sie vor der traurigen That als Sekundant bezeichnet, im voraus wissen, was dieser Herr Rechtsanwalt Tatermann aus Berlin thun wollte."

„Nein, ich weiß nur, daß ich und alle alten Korpsbrüder Klaus Tatermann für einen ehrenfesten, liebenswürdigen Charakter halten. Diese Überzeugung steht bei mir so fest, daß ich, ohne weiter nachzufragen, von dem eben vom Bahnhof Angekommenen den ehrenvollen Auftrag übernahm, eine schwere Mensur zu normieren. Mein Wort darauf, Erlaucht."

„Das thut mir von Herzen leid, mein lieber Junge", sagte der alte Graf da mit wehmütiger Freundlichkeit, „ich glaube dir und bitte dich, mein Wort zu verzeihen. Ich will dir die Sache erklären und dann wollen wir unsere Pflicht erfüllen!"

Ich habe mich in meinem Leben nie so geschämt, wie in dieser Stunde. —

„Aber was um des Himmels willen hat Klaus angefangen?" rief ich erregt.

„Das laß dir von ihm selber erzählen", erwiderte Liebenthal herbe, „ich werde morgen zur Stelle sein. Damit genug. Gehab dich wohl."

In welcher Verfassung ich meinen Freund in Fischbach wiederfand, das vermag ich nicht zu beschreiben. Nur mit Mühe konnte ich ihn in seiner Aufregung soweit zum Erzählen bringen, daß ich erfuhr, warum er hergekommen war und warum er die Mensur so brüsk provoziert hatte.

Ich selber war schuld daran. In jenem Buch, das Rat Braun in ihrer Abwesenheit aus Ännchens Zimmer geholt, fand Klaus Tatermann ein Liebeslied. Sofort erkannte er Pigafettas Handschrift wieder. Also ganz heimlich, so daß ich nichts davon gemerkt hatte, näherte sich der Mensch ihr, den Tatermann für einen abenteuernden Mädchenjäger hielt. Ich habe das ja auch gethan bis heute, wo Baron Anskjold uns den Beweis geliefert, wie rein und edel meines Nebenbuhlers Absichten waren. Ich habe ihm bitteres Unrecht gethan, und was hat sein wohlgezielter Schuß für Elend über ihn selber gebracht.

Bleich wie der Dämon des Todes stand er da, zielte kurz und schoß. Er wollte seine Ehre verteidigen und wußte nicht, der Mann, den er mitten ins Herz traf, war der Bruder seiner Braut."

Während Doktor Brunner nun weiter erzählte, wie Pigafetta vom Tage der That an verschwunden blieb, wie er seinen Freund bestattet und Ännchen nur noch einmal gesehen, als sie in die katholische Kirche ging, da spannen sich in meinem Kopfe Gehörtes und Erlebtes zu einem Ganzen zusammen. Ich wußte wie Pigafetta und Ännchen geendet. Ja, und wie mein Gehirn rastlos arbeitete, um die Fäden zu verbinden, führte mich die Erinnerung in ganz frühe Jugend zurück, wo meine Mutter mir alte Sagen aus ihrer Familie erzählte, von einem, der um die Welt gesegelt, und einem, der in einem hohlen Berge gewohnt. Ja richtig, Pigafetta, das war ja der Name. Nun stand es mir fest, mein Kriegsgefährte mußte der entwichene Klausner vom Stappenfels gewesen sein, und Ännchen hatte ich auch gesehen.

„Sie fragen, meine Herren, was aus Pigafetta geworden ist und Sie, hochwürdiger Herr Pater Guardian, lehnen die Vermutung ab, er sei ein und dieselbe Person mit Bruder Adalbero gewesen. Dann möchte ich Ihnen doch zeigen, daß der Grundsatz, den ich erst für die neue Geschichtsforschung aufstellte, nicht so ganz unrichtig sein kann. Pigafetta hat sich Bruder Adalbero nicht genannt, sagen Sie; steht etwas

im Wege, den richtigen Namen anzuerkennen, wenn ich ihn nenne?"

„Nein, Herr Doktor von Schwefelflitz", erwiderte der greise Mönch, „mein Verbot lautet nur, den Namen aus Rücksicht auf lebende Mitglieder der Familie zu verschweigen, bis der Zufall ihn enthüllt. Ich begreife aber nicht, woher Sie ihn wissen wollen."

„Baron Anskjold erzählte erst von drei Linien jenes Geschlechts und es fiel dabei das Wort, die dritte wohnt in in den Ostseegegenden, die geht uns nichts an. Woher ich den Namen kenne? Meiner Mutter Mädchenname hieß Frieda von Peccatel. Ich frage, bestreiten Euer Hochwürden, daß Bruder Adalbero sich Albrecht von Peccatel nannte?"

„Das kann ich nicht. Aber ich glaubte, das sei ein Pseudonym und von „peccare", sündigen, abgeleitet."

„Nicht doch, es ist eine wendische Ortsbezeichnung aus Mecklenburg. Es giebt noch manche dieses Namens. Und meine eigene Wanderlust ist ein Erbteil dieses weithin gewanderten Geschlechtes. So wunderte ich mich auch gar nicht, daß sich mir einst ein sehr fremdartiger Mensch unter dem mir wohlvertrauten Namen vorstellte.

Im Klüzer Ort war's, wo die steile Lehmwand jäh in die Ostsee hinabstürzt, oder genauer an der Wohlenberger Wieck, die einst viel genannt ward, als die französische Flotte unser Meer unsicher machte. Ich war als Kriegsfreiwilliger eben vom Ersatz gekommen, froh, daß ich noch mit unserm Korps ins Feld sollte. Vorläufig standen wir noch als Küstenschutz an der Ostsee. Im Kuhstall des Baron B. auf Z. hatte ich mich ganz wohnlich eingerichtet und machte Bekanntschaft mit den Kameraden, deren Kompagnie ich heute erst zugeteilt war. Es gab auch ältere Kriegsfreiwillige, die gleich zur Truppe gekommen, weil sie den Dienst schon kannten. Unter diesen war Albrecht von Peccatel. Woher er kam, wußte niemand. Man sagte, er sei lange in Amerika gewesen, und wettergebräunt genug sah er dafür aus. Welche behaupteten, er sei ein degradierter Offizier, der im Jähzorn einen

Soldaten erstochen hätte und sich nun wieder in die Höhe dienen wollte. Finster genug war er dafür. Er hielt sich stets ganz für sich und war ganz abgeschlossen. Die Leute sagten, das käme daher, weil er der einzige Katholik in der ganzen Kompagnie sei.

Auch ich trat ihm nicht dadurch näher, daß meine Mutter auch eine Peccatel war — denn er wußte gar nichts von der Familie — sondern weil ich jung und ziemlich ungeschickt war. Er half mir gerne, namentlich als der Allmächtige Regen bei Metz auf den zähen Lehmboden herabgoß, daß wir weiche Betten unter freiem Himmel bekamen. Mein Herr Vetter bekam stets Feuer an und kochte vortrefflich, das bestärkte uns im Glauben, er habe lange in den Urwäldern von Nordamerika gelebt. Ihn focht nichts an. Er hatte stets dasselbe finstere Gesicht.

Nur wenn die Jägerschaft den Kopf hängen lassen wollte, dann stimmte er ein munteres Lied an und riß uns mit sich fort.

Es war ein scheußliches Leben da in der Gegend von Courcelles sur Nied, wo unser Trinkwasser aus dem lehmigen Flusse dem Aussehen nach wenig von Erbsensuppe zu unterscheiden war. Ja, wenn wir nur ordentlich mit dem Feind zu thun gehabt hätten, aber wir lagen weit weg vom Schuß. Da habe ich oft eine Nacht mit meinem Herrn Vetter durchgeplaudert, sein reiches Wissen und sein tiefes Gemüt bewundern gelernt. Daß ein schweres Unglück ihn getroffen, das ihm alle Freude am Leben vergällt, das fühlte ich bald heraus und begann tiefer für ihn zu fühlen.

Endlich kamen auch wir in Bewegung. Wir waren alle ingrimmig und verbissen wegen der Unthätigkeit bei dem schlechten Wetter. Aus der Gegend von Mercy le Haut tönten einzelne Schüsse. Das spannte und hob unsere Stimmung. Wir kamen über das Schloß hinaus und legten unser Gepäck in einem Meierhofe ab. Da waren wir also klar zum Gefecht. Am Spätnachmittage langten wir bei dem Schlosse Colombey an. Der stattliche Landsitz war im Sturm

genommen. Die Zündnadelkugeln hatten die weiße Außenwand niedlich punktiert.

Den ziemlich zerstörten Ort Laquenexy hatte ich schon gesehen, aber so häßlich wie Chateau Colombey hatte der Krieg mich noch nicht angegrinst. Der stattliche Landsitz war „oberflächlich verwüstet", weil Civilisten sich am Kampfe beteiligt haben sollten. Kein Möbel, kein Fenster war heil, alles zerschlagen. Kostbare Spiegel und Bilder, alles lag wüste und öde umher. Im Garten lagen drei frische Gräber.

Hier sollten wir bis gegen Mitternacht bleiben und dann gegen Bellecroix vorrücken, um Fühlung mit den feindlichen Vorposten zu gewinnen. Der Gedanke hob meine jugendliche Brust. Ich marodierte in den weiten wüsten Räumen umher, um nützliche Dinge für Albrecht Peccatel und mich zu finden, während die Kameradschaft sich im Untergeschoß an den vollgestopften Kaminen trocknete und erwärmte.

Wie man doch Kleinigkeiten behält, aus einer seidenen Damenrobe hatte ich für ihn und mich ein halbes Dutzend Taschentücher angefertigt, und eine Kruke mit eingemachten Erdbeeren hatte ich auch gefunden.

Lange mußte ich suchen, bis ich Albrecht entdeckte. Er saß in dem allerunheimlichsten Raume des Schlosses bei einem Kaminfeuer, das er mit Büchern nährte. Alle Borten waren umgerissen, alles zerschlagen, nur ein mächtiges Kruzifix aus Holz hatte die Pietät unserer Kameraden verschont.

Müde, wie ich war, legte ich mich nach unserm einfachen Abendessen hin zum Schlafen. Ich konnte wohl zwei Stunden so gelegen haben, als ich die Augen öffnete. Das helle Feuer im Kamine hatte mich geweckt. Die flackernde Flamme fiel auf das Bild des Gekreuzigten, das tieftraurig in unsagrbaem Schmerze, und doch so schön und milde herabsah auf Albrecht von Peccatel, der davor auf den Knieen lag.

Das war kein Beten, es war ein stummes inniges Gespräch mit dem Lamm Gottes, das der Welt Sünde trägt. Weltentrückt schien er mit dem Allbarmherzigen zu reden.

Mir war's, als ob das Bild ihm sanfte tröstende Antwort gebe, wie er ihm eine stumme Geschichte voll Reue und Selbstanklage erzählte. Wie mußte der Arme leiden! — Mir wurden die Augen feucht und ich verhielt mich still.

Mit dem Ausdrucke eines festen Entschlusses erhob sich die hohe stolze Gestalt. Albrecht zog eine Brieftasche hervor, wählte einige Papiere aus und schleuderte sie in den Kamin. Wie der Wurf seiner Hand entflogen, ließ die Erregung nach. Seine Züge wurden schlaff. Er sah um Jahre gealtert aus. Über seinem Antlitz lag stumpfe schwere Todesmüdigkeit.

Leise erhob ich mich, während er teilnamlos auf einem Bücherhaufen saß und vor sich hin starrte. Ich trug dem Feuer neues Material zu und rührte mit dem Hirschfänger in der Flamme, daß sie heller aufbrannte. Dabei bemerke ich, daß ein Briefkouvert bei jenem Wurf nicht in den Bereich der Flamme gefallen war, sondern vorne auf den heißen Steinen lag.

Er hat es mit schwerem Entschluß der Vernichtung bestimmt, dachte ich, darum will ich sein Werk vollenden, ohne ihn zu stören. Da ich das Papier der heißen Steine wegen nicht mit den Fingern fassen konnte, spießte ich es mit dem Hirschfänger auf, um es in die Flamme zu schleudern. Aber das Papier war auf der einen Seite schon angekohlt und hielt den Schwung der Klinge nicht mehr aus. Es öffnete sich, eine Haarlocke an einen Ring gebunden fiel heraus und zwischen ihm und mir zur Erde.

Mit einem dumpfen Schmerzenslaut sprang Albrecht auf und griff mit der Rechten nach dem klirrendem Goldring, während seine Linke mir einen Schlag ins Gesicht versetzte, daß mir das Blut aus der Nase lief.

Ehe ich mich noch von der Erde erheben konnte, hatte er Locke und Ring schon wieder in der Tasche geborgen, trat auf mich zu, half mir auf und sagte: „Ich habe Sie geschlagen. Vergeben Sie mir. O bitte, bitte sagen Sie mir, daß ein Mann von Ehre solchen Schlag vergeben kann!“

Eine verhungernde Mutter hätte nicht inniger um Brot für ihr Kind flehen können. So seelendurchdringend klang diese schmerzvolle Stimme.

„Reden Sie doch darüber nicht, lieber Peccatel, Sie haben den Schlag ja gar nicht mit vollem Bewußtsein geführt. Ihr Herz leidet und Sie waren über sich selber hinweg. Wollen Sie mir Ihr Leid nicht anvertrauen? Vielleicht erleichtert Sie das. Der Schlag sei Ihnen von Herzen vergeben!“ Da preßte er beide Hände vor die Augen und krampfhaftes Weinen erschütterte seinen kräftigen Körper.

„Ja, ich will Ihnen alles — alles sagen“, brachte er mühsam hervor, „aber haben Sie Geduld. Ich muß mich sammeln.“

Schweigend saßen wir Hand in Hand neben einander. Nur das Knistern der Flamme war hörbar in der tiefen öden Stille.

Aber jetzt ertönte ein anderer Klang. Das war die Signaltrompete: „Muntere Schützen rüstet euch zum Streite.“

„An die Gewehre! An die Gewehre!“ lärmte das Kommando durch das stille Schloß.

Drei Minuten später standen wir unter Gewehr. Langsam Schritt für Schritt ging der Marsch durch das Wäldchen beim Schlosse.

Kein Wort durfte gesprochen werden. Es war furchtbar dunkel und der Regen kam in Güssen.

Von ferne her knatterten Salven. Dumpfe Kanonenschläge dröhnten dazwischen. Wir konnten die Flammenblitze in der Ferne undeutlich aufleuchten sehen. Will Bazaine bei Nacht und Nebel ausbrechen? Das Geschäft wollen wir ihm versalzen! Hinter diesen Gedanken trat jeder andere zurück.

Vorwärts ging es bis an den Waldrand. Dort blieben wir wartend im Regen stehen. Die Zeit ward uns lang. Das ferne Feuer verstummte.

Da kam eine dunkle Gestalt, unser Hauptmann: „Herr Lieutenant gehen Sie mit Ihrem Zuge vor, rottenweise aus-

schwärmend und gleich mit ziemlichem Abstand. So wie Sie Feuer bekommen, pfeifen Sie ihre Leute zurück. Wir wollen wissen, ob die Vorpostenkette bis hinter den Weg von Grivy nach Borny zurückgezogen ist."

„Zu Befehl, Herr Hauptmann."

„Hirschfänger pflanzt auf! Rottenweise ausschwärmen, bis wir Feuer bekommen! Zurück, wenn ihr meine Pfeife hört! Vorwärts", tönte das Kommando mit gedämpfter Stimme. Schleichend und kriechend verließen wir den Waldrand, der Hintermann neben dem Vordermann. Leise ging's über ebenes freies Feld.

„Peccatel", rief ich leise, als wir ein Ende weit gekommen waren, „hier liegen ein paar Gefallene. Es scheinen Preußen zu sein."

„Ja, es sind Preußen, das müssen wir melden, damit der Hauptmann morgen jemand mit einer weißen Flagge hinausschickt. Ohne die darf sich hier ja auf dem freien Terrain keiner sehen lassen. Nun aber vorwärts, es geht an den Feind!"

Kräftig und gewandt wie ein Indianer verfolgte Albrecht sein Ziel, ihn hinderte der lange nasse Mantel nicht im mindesten. Endlich konnte ich ihm in gleicher Weise nicht mehr folgen und war besorgt, ihn bei dem ungewissen Licht aus den Augen zu verlieren. Von den andern Rotten war schon nichts mehr zu sehen.

Ich richtete mich also gerade auf, um besser vorwärts kommen zu können. Ich kann auch stehend Feuer empfangen, denn das ist ja doch unser Zweck, dachte ich, an genaues Zielen ist bei Regen und Dunkelheit jetzt doch nicht zu denken. Die Zufallskugel kann mich so oder so doch treffen. Wenn ich nur wüßte, wo Peccatel ist? Ah, da steht eine dunkle Gestalt. Das wird er sein!

Ich schritt also ganz ruhig auf die Gestalt zu.

„Qui vive!" rief's oder wollte es rufen, denn im selben Augenblicke auch stieß ich mit dem Hirschfänger mitten hinein. Ehe ich mir selber noch darüber klar ward, daß ich den ersten

Feind erstochen, ward es um mich hell und lebendig. Es blitzte und krachte von allen Seiten.

Da schrillte laut und grell die Tiralleurflöte unseres Lieutenants. Also nun zurück. Die Büchse mit dem aufgepflanzten Hirschfänger am Kolbenhals gefaßt um mich schwingend sprang ich zurück, noch einmal traf sie auf etwas. Dann war mein Weg frei. „Hurrah" tönte es hinter mir. Das war Albrecht Peccatels Stimme. Tsching, Tsching, sausen die Kugeln an beiden Seiten vorbei. Schändlich, eben im Gefecht und gleich wieder hinaus! Pfui, über dies Weglaufen. „Peccatel, wo sind Sie!" schrie ich so laut ich konnte. Eine lange Reihe von Feuerblitzen zeigte mir, daß unser Zug auf mindestens ein ganzes Regiment gestoßen sein mußte, das nun in die Nacht hinein pulverte.

„Am Ende ist Peccatel schon voraus, er ist so gewandt", tröstete ich mich und zuckelte in meinem nassen Mantel über den lehmigen Boden. Das Kugelpfeifen begleitete mich noch lange.

Ich war der letzte, der bei der Kompagnie ankam. Der Lieutenant zählte und meldete „ein Mann noch nicht zur Stelle."

„Wer fehlt?" rief der Hauptmann.

„Jäger von Peccatel, Herr Hauptmann. Ich hörte seine Stimme zuletzt, als wir handgemein wurden", antwortete ich.

„So", sagte der Vorgesetzte, „haben Sie sonst noch etwas zu melden?"

„Zu befehlen mit Ja, Herr Hauptmann. Es liegen zwei tote Kameraden von den Preußen unbeerdigt näher an der französischen Vorpostenkette als an unserer."

„Abtreten." Die Offiziere zogen sich zurück.

Die beginnende Tageshelle sandte ihr mattes Licht durch den grauen Wolkenvorhang. Peccatel war noch immer nicht da.

So wie sich drüben bei den hohen Pappeln Gestalten zeigten, sandten wir ihnen gutgezielte heiße Grüße hinüber. Die Antwort blieb nicht aus, aber die Chassepotkugeln trafen nicht.

Nun war es ganz hell geworden, und der erste Sonnenstrahl seit acht Tagen stahl sich durch die Wolken. „Nicht mehr schießen", ward der Befehl von Mund zu Mund gegeben. Auch die Franzosen stellten das Feuern ein.

Leute von der Sanitätskolonne kamen mit Bahren und der Fahne mit dem Zeichen des Friedens. Ich war mit zu den Trägern kommandiert.

Schweigend ging die kleine Kolonne an den Ort, wo die beiden preußischen Kameraden gefallen waren. Sie mochten schon zwei Tage gelegen haben. Ich konnte deutlich erkennen, was die Feinde machten. Sie schaufelten Gräber.

Mit einem weißen Taschentuche winkend trat der Offizier vor und rief: „Ist einer unter den Herren, der französisch spricht?"

„Ja wohl", rief ich.

„Dann kommen Sie her mit der Bahre."

Der Offizier nannte sich Vicomte de Treville. „Wir haben drei Verwundete, mich eingerechnet, ich erhielt einen Streifschlag an die Stirne von einem der Feinde, der eben diesen Mann mit dem Bajonett erstochen hatte. Die beiden anderen verwundete einer von den Ihren, der viel weiter zwischen uns gekommen war. Dort die fünf anderen Gräber sind das Werk dieses Helden. Es gereicht mir zu hoher Ehre, Ihnen den Körper eines so tapferen Feindes auszuliefern."

Damit nahm er einen Mantel fort, der über einen Gefallenen ausgebreitet war. Mit einem friedlichen Lächeln auf den Lippen lag Albrecht von Peccatel auf dem Bette der Ehre. Eine Kugel war ihm mitten ins Herz gedrungen. Thränen im Auge nahm ich von dem ritterlichen Feinde Abschied und faßte die Bahre an.

Im Walde von Chateau Colombey unter einer großen Eiche schaufelten wir ein einsames Soldatengrab. Da hat der unglückliche Mann den Frieden gefunden, den die Welt nicht hat.

Ein Vermächtnis hinterließ er mir, und in Lüneville habe ich es ausgerichtet.

Schweigend ging der Marsch zurück, weiter, immer weiter und diesmal vorbei am Biwak von Metz. Ich habe den ganzen Tag über kein Wort gesprochen. Als ich am Abend in einem ärmlichen Quartier saß, kam Kamerad Eichfeld auf mich zu, der Lustigmacher der Kompagnie, den ich gerne hatte. Ich sah ihn wehmütig an und sagte in unserm Plattdeutsch: „Aber heute keine faulen Witze, Eichfeld."

„Nein, heute nicht", sagte er, „Sie sind immer gut zu mir gewesen und haben mir immer was abgegeben, wenn Sie was hatten. Nun wollte ich Ihnen gerne eine kleine Freude machen. Als wir ihn in die Erde legten, fiel ihm etwas aus der Tasche. Ich nahm es auf und wollte es ihm wieder mitgeben, aber da behielt ich's doch zurück. Ich dachte, das wäre ein Andenken für Sie, denn Sie haben viel von ihm gehalten."

Ohne weiter ein Wort zu verlieren, legte mir der gute Kamerad etwas auf den Tisch und ging: es war die Haarlocke mit dem goldenen Ringe. Die habe ich in der Brusttasche als Andenken bei mir getragen nach Frankreich hinein und wieder hinaus bis Lüneville.

Da lag ich in der Ambulance internationale, ein Wrack, zufällig an diesen Strand gespült. Eine leichte Wunde war gut geheilt, aber nun begannen die heimtückischen Krankheiten mich von Lazarett zu Lazarett zu werfen. Einige kann ich ins Gedächtnis zurückrufen, andere nicht. Das Ganze ist ein Choas von Schmerz, Zorn, Fieberphantasie und etwas wirkliche Erinnerung für mich. Wenn ich das Wort Lüneville nennen höre, so sehe ich genau den Platz, wo ich neben andern Kameraden lag. Ich sehe vor mir die schwarze Nonnengestalt mit der weißen Binde auf der Stirne. Ich sehe ein blasses freundliches Gesicht mit dennoch strengem Ausdruck. Ich sehe zwei tiefe dunkelblaue Augen. Das war soeur Agathe.

Ich weiß auch, Schwester Agathe war soeur pharmacienne und hatte im Orden Medizin studiert, sie befehligte mehrere andere Schwestern. Ich weiß auch, daß sie große Gewalt über alle Menschen ausübte. Auch die rohesten unter den

Kranken gehorchten ihr aufs Wort. Französisch und deutsch, beides sprach sie mit gleicher Reinheit.

Mein Lager stand dicht vor dem Platze, wo sie für gewöhnlich zu sitzen pflegte. Es gab Tage, wo das Fieber mich völlig verließ, und da habe ich viel mit ihr gesprochen und ihr von Deutschland erzählt. Das schien sie zu erregen und auf ihren Wangen zeigten sich rote Flecken. Sie hielt dann oft ihr Taschentuch vor den Mund und hustete. Als ich ihr einmal sagte, mein Vater sei früher an der Forstakademie zu Wernach Professor gewesen, bevor er Oberjägermeister ward, da hustete sie so heftig, daß ich bemerkte, wie sich das Tuch vor ihren Lippen mit Blut rötete. Sie stand auf und ging hinaus.

„Wo ist Schwester Agathe, wo ist sie“, rief ich dem Arzt entgegen, der etwas über eine Stunde später die Runde machte. „Ruhig, ruhig“, rief er und fühlte meinen Puls, „seien Sie ruhig, sonst kommt das Fieber wieder. Schwester Agathe kommt bald wieder.“

Aber es ward dunkel und sie kam nicht. Aus den Schatten der Dunkelheit aber schossen die Fieberträume empor. Die Wände verwuchsen zu Waldlaub und die kalten Schweißtropfen meiner Stirne verwandelten sich in strömenden kalten Septemberregen. Da war wieder die Gegend von Chateau Colombey und ich folgte Albrecht von Peccatel hinein in die feindlichen Vorposten. Es blitzten die Schüsse um mich her und die Kugeln pfiffen wieder und dann war alles still und die Angst schwoll — ich konnte sie sehen, wie sie die grauen Nebelarme nach mir ausstreckte. Ich hörte ihre überirdische Stimme, wie sie rief: Er ist vorangegangen, du sollst ihm folgen! Und dann sah ich tief durch die Grabeserde, da lag er, von phosphorescierendem Licht umflutet, in der kühlen Erde, ein glückliches Lächeln auf den Lippen. Er winkte mit der Hand.

„Schwester Agathe“, schrie ich. „Schwester hilf!“

Und nun strahlte helles Licht um mich. Mit der Lampe in der Hand stand die barmherzige Schwester vor meinem Bette und flößte mir einen Trank ein. Ich sah in ihre Augen

und mir ward so wohl, so selig. „Schwester, ich werde jetzt fortgehen. Gieb mir die Tasche von meinem Halse.“ Sie reichte mir das Ledertäschlein, in dem der Soldat seine Papiere und die metallene Todesmarke mit nimmt. Sie hing über meinem Bett. „Gute liebe Schwester, du bist so gut“, flüsterte ich. „Die Franctireurs haben mich ausgeplündert. Aber eines habe ich noch behalten. Das sollst du haben als Andenken. Da einen goldenen Ring mit einer Locke! Da, da — nimm. Er ist vorangegangen!“

„Und ich folge ihm nach“, sagte Schwester Agathe.

„Ich habe ihn sehr lieb gehabt, Schwester“ —

„Ich auch.“

Das hörte ich und dann sah ich die blauen Augen, wie sie mir immer näher kamen. Ich fühlte den warmen Atem und den Kuß, den sie mir auf meine Stirne hauchte.

Mit einem seligen Gefühl der Ruhe schlief ich ein.

Wie lange dieser Krankheitsanfall gedauert, das weiß ich nicht. Die Erinnerung ist ausgelöscht. Ich war matt und stumpf.

Schnee lag auf den Straßen, das ist das erste, worauf ich mich besinne, und durch diesen Schnee wurden die Kameraden und ich geführt zum Bahnhof zurück nach Deutschland in die Heimat.

In einer Straße stockte unser müder Marsch. Ein Trauerzug hemmte ihn. Weißgekleidete Mädchen gingen voran, viele Nonnen folgten und sangen.

„Das ist die gute Schwester Agathe, die uns so treu gepflegt“, sagte ein Kamerad und hielt mich fest, denn mir wankte der Boden unter den Füßen. — — —“

Ich schwieg und schweigend folgten wir alle dem Pater Guardian, den Mönchen und den Brüdern in die halb dunkle Kapelle. Halb laut klang das Murmeln der Totengebete durch den Raum und dann brauste die Orgel und die tiefen schönen Stimmen sangen Mozarts erhabenes Requiem.

Die Kaiserurkunde
von Lachsbeek.

Leider bestätigt sich Ihre so schön begründete Vermutung „nicht, Herr Professor! Ich habe die Stadt Vinteln „auf den Kopf gestellt und kräftig geschüttelt, aber die Kaiser„urkunden von Lachsbeek sind nicht herausgefallen. Trotz „Ihrer Versicherung und des Schreibens der Frau Äbtissin „bin ich überzeugt, daß sie in irgend einem finsteren Winkel „des Stiftes oder eines der benachbarten Gutshöfe verborgen „sind. Morgen will ich mein Heil in Lachsbeek versuchen.

Ich verbleibe mit herzlichem Gruß

Ihr allezeit getreuer

Dr. Jürgen v. Schwefelflitz."

Damit schloß ich einen acht Bogen langen Reisebericht und öffnete abgespannt die Fenster meines Zimmers.

Wonnig quoll die weiche Abendluft um meine erhitzten Schläfen. Nelken, Nachtviolen, Reseda und andere duftige Gartenblumen hauchten mich an von der Terrasse des Hotels, die zu dem Strome hinabführte. Ueber den fernen Waldbergen stieg die schmale Sichel des zunehmenden Mondes empor. Tiefe Ruhe lag über den Fluren, auf die ein glutheißer Sommertag herabgestrahlt hatte. Weit hinaus lehnte ich mich in die linde Luft und sog den süßen Blumenduft ein. Kein Geräusch war zu hören als das leise Gurgeln des Stromes, der Woge auf Woge hinabsandte ins deutsche Meer.

Draußen winkte Ruhe und Erholung. Ergeben in das Mißgeschick eines abspannenden, fruchtlos durchsuchten Tages, nahm ich den Hut vom Nagel und verließ den Gasthof. Wenige Schritte führten mich auf die steinerne Brücke, die hoch gespannt über den Fluß führte. Da war es schön kühl.

An das Geländer gelehnt, schaute ich stromauf, wo das uralte Kloster Lachsbeek lag, dessen Urkunden meine Reise galt. Ungeduldig liefen meine Gedanken vier Meilen weit dem Laufe der Wellen entgegen. Am liebsten wäre ich gleich hinausgefahren. Aber zu nachtschlafender Zeit konnte ich die hochwürdige Äbtissin zu Lachsbeek, Frau von Besing, doch unmöglich stören.

Mich selber bescheidend, wandte ich die Augen der nächsten Umgebung zu. Links von der Brücke lag das englische Pensionat mit seinem unangenehmen Inhalt. Der einzige Engländer, Sir Henry Wreth, wohnte unter dem Reisenamen Henry Müller mit mir in dem Hotel; er teilte meine Abneigung gegen „Master Beef" und „Miß Flatbones Flirtington" in gleichem Maße. Auf der anderen Stromseite strebte ein terrassenartiger Garten mit gewölbten Rankenrosengängen und großen Ulmen, Linden und echten Kastanien in die Höhe. Die Villa darin hatte beinahe kein Fenster nach dem Wasser hin und ihre weiße Wand hatte mich im Sonnenlicht verdrossen. Ebenhoch mit der Brücke, erschien sie mir jetzt minder unschön als am Tage. Ein ortsfremder Herr sollte sie vor kurzem geerbt haben und darin mit einem alten Diener, der zugleich Koch war, hausen. Soviel hatte ich über Tisch gehört.

Ein Lampenschimmer zog meine Aufmerksamkeit an sich. Es saß jemand auf dem freien Rundplatz, den eine ganz niedrige Rosenhecke umrahmte.

„Ja, du glücklicher Erbe, der du dort in olympischer Ruhe von Rosenduft umweht dein stilles Abendbrot einnimmst, du hast es besser als ein armer Urkundenreisender, der im Staube herumkriechen muß; suchen, suchen, dreimal suchen, um der staunenden Welt zu verkünden, daß Kaiser Otto der Große am 5. Dezember des Jahres soundso einen halben Scheffel Erbsen gekauft hat", so seufzte ich in Gedanken. Und diesen Seufzer kann mir kein verständiger Mensch verdenken; ich war so abgespannt, daß ich nicht einmal hatte zu Abend essen können. Ich mußte mir erst den Mut dazu erobern. Mit dem Spazierengehen war es nicht viel geworden. Ich kehrte bald nach der anderen Brückenseite zurück

und machte dann hier erschöpft auf einer steinernen Bank Halt.

Die Sommernacht war sternenklar und über den Wiesen am Strome lag leichter Nebel, aus dem sich die runden Baumkronen hervorhoben, die das nächste Dorf beschatteten. In der Luftlinie mochte der Ort eine kleine halbe Meile entfernt sein, der gewundene Wasserweg zog sich zwischen den mit Weiden bewachsenen Deichen noch um mehr als das Doppelte hin.

Ich schätzte die Entfernungen mit dem Auge ein, wie ich das so zu thun gewöhnt bin, wenn ich meinen Gedanken Ruhe gönne. Ich hatte mich über die friedliche Lage des Dorfes gefreut, als ich vor zwei Tagen daran vorüberfuhr. Nun aber bekam ich einen Schrecken.

Zwischen den dunklen Baumkronen erhellte es sich unheimlich. Ein fahler Schein stand in der dämmrigen Luft.

„Feuer". Feuer auf dem Lande! Ja, ich hatte es erlebt als kleiner Junge damals, als der einsame Forsthof im Walde abbrannte und wir die Nacht draußen blieben. Das war ein Abschied vom freien Leben, denn Vater wurde als Forstrat in die Residenz versetzt, wo er nun vor mehr als zwölf Jahren sein Leben als Oberjägermeister beschloß. Wäre er doch nur Forstmeister geblieben, ich wäre dann kein Stadtkind, kein Gelehrter, kein Urkundenreisender geworden!

Feuer? Aber das war so ein geisterhaft bleicher Schein; die Strohdächer hätten doch in roter Lohe aufflammen und einen sprühenden Funkenregen gen Himmel senden müssen!

Und jetzt lag das Dorf wieder im Dunkeln, der helle Schein war weiter gezogen. Was war das? Der Schein bewegte sich.

Auf der Brücke begann es jetzt lebendig zu werden. Menschen sammelten sich gruppenweise.

„Wo ist das Feuer?" fragte ich einen Bürger, der neben mir stand.

„Das ist kein Feuer, bester Herr", lautete die Antwort, „das ist ja der Dampfer. Bislang konnten die Dampfer

immer nur am Tage gehen, da haben sie aber ein elektrisches Licht erfunden, das steht vorne auf dem Bug und soll die Ufer ganz hell beleuchten, so daß der Steuermann auch bei Nacht die Uferwindungen sehen und nach den Baken steuern kann. Warten Sie nur ein halbes Stündchen, Sie werden es gleich sehen. Heute macht die „Freia" ihre erste Fahrt."

Ein Schiff mit elektrischem Licht war etwas, das ich noch nicht gesehen hatte. So folgte ich dem hellen Scheine mit gespannter Aufmerksamkeit. Eben bog der Bug um die letzte Krümmung und ein blendender Stern ging auf im tiefen Flußthal. Hinten verschwand das Schiff in schwarze Finsternis, vorne strahlte es sonnenhell, so daß man die Wellen und die Weidenblätter, die seitwärts hineintauchten, erkennen konnte. Wie das keuchende Schiff näher heran kam, ward mir die Helle doch allzugrell für meine Augen. Ich schloß sie und drehte schließlich dem Dampfer den Rücken.

Zugleich mit den Augenlidern aber mußte ich nun eine fröhliche Lache aufschlagen und plötzlich: „Konewka, Konewka!" rufen. Das elektrische Licht warf haarscharfe Silhouetten auf die weiße Wand der Villa am Strome.

Da standen grotesk die Bürger von Vinteln und verlängerten im Schattenbilde die bewegten Arme ins Riesenhafte. Mein wohlbeleibter Wirt war eine Tonne auf kurzen Beinchen geworden. Und gar mein eigenes langes Ich. Schnurrig, ganz schnurrig. Ich hielt die Hände an den Hut, da zeigte das Schattenbild zwei mächtige Flügel daran.

Mein Mutwille wachte auf. Neben meinem Hauswirte zeigte sich eine Frauengestalt, die im Schattenbilde zu einem unförmlichen Kegel ward. Es war eine aus der englischen Pension. Da reckte ich meine Hand in leichter Beugung empor, setzte den gebogenen Zeigefinger auf den dritten, daß ein kleines Löchlein für das Licht blieb, und bewegte eng aneinandergepreßt die beiden andern Finger.

Zu allgemeiner Freude entwickelte sich aus dem weiblichen Schattenbilde plötzlich Hals und Kopf einer schnatternden Gans. Das war gewiß recht unartig von mir — aber die

Versuchung war zu groß. Die Strafe folgte auf dem Fuße, denn jemand machte meinem Schattenbilde eine gigantisch lange Nase.

Schuldig und richtig abgestraft, wie ich mich fühlte, zog ich es vor, meinen Standplatz etwas zu wechseln. Ich trat auf die andere Seite der Brücke und nun führte mir die weiße Wand eine Reihe von anderen Bildern vor.

Da hingen vier Rosen von schwankendem Blütenstiele und wiegten sich sanft. Da wuchs eine baumhohe Fingerhutstaude empor und dort kam der Tisch — selbst die brennende Lampe gab einen schwachen Schatten. Auf dem Tisch stand ein Gefäß, dessen Schattenbild, wenn auch zehnmal vergrößert, doch immer einer Bowle glich, daneben ein Römer. Noch einen Schritt weiter; jetzt kam eine Hand aus dem Schatten hervor, faßte den Römer und hielt ihn gegen die Lampe.

Alsbald aber löste sich von dem Schatten des überhängenden Rosenstrauches ein Riesenprofil mit einer Riesennase. Unter diese hob die Hand den Römer.

„Ovidius!" rief die Erinnerung in mir, „Ovidius Naso!"

Ja, sie war unvergeßbar, diese Nase, die Begründerin unserer Freundschaft. Ovid pflegte sich stets einen Kreidestrich auf die Nase zu machen, wenn er auf die Mensur ging. Das Gebiet vor dem Strich, meinte er, sei voraus zu geben und rechne nicht mit. Mein Schläger hatte bei einer Bestimmungsmensur genau in den Strich getroffen. Das, meine ich, ist doch wohl hinreichende Ursache, um eine treue Jugendfreundschaft zu begründen. Jetzt hatte ich zehn Jahre nichts von Ovid gehört.

Na, viele Minuten hat es von dem Moment des Erkennens nicht gedauert, bis ich den alten Freund umarmt hatte und neben ihm bei der Erdbeerbowle saß.

Übrigens muß ich hier bemerken, Ovid hieß eigentlich nicht Ovid, sondern Hans, und auch nicht Naso, sondern Baron Korfmaker, stammte auch nicht aus Sulmo, sondern aus einem lübischen Patriziergeschlecht, das zur Zeit des siebenjährigen Krieges in den Reichsfreiherrnstand erhoben worden war. Auf der Katharinenschule in Lübeck hieß er

Snute, auf der Universität aber latinisiert Naso, und da er das nicht gerne hörte, so nannten ihn seine guten Freunde Ovid.

Der große Giebel verunzierte das Haus der Gedanken aber gar nicht so sehr, denn unter ihm saß ein unglaublicher blonder Schnurrbart und unter diesem hing ein zweigeteilter Vollbart herab. Ovid hatte es sich angewöhnt, beim Plaudern mit den beiden Bartspitzen zu spielen. Er steckte sie mit Vorliebe in die Westentaschen.

Unsere Unterhaltung drehte sich — mein einfacher Lebenslauf war ja schnell erzählt — um Ovidius Nasos Nase. Er glaubte, alle Leute machten sich über sie lustig, und wollte es ganz gewiß nicht Wort haben, daß alle Leute auch etwas anderes zu thun hätten.

Unabhängig wie er war, hatte er Europas Staub von den Füßen geschüttelt und mehrere Jahre die Rocky Mountains durchwandert, nur von einem Hunde und seiner unfehlbaren Büchse begleitet. Die Treffsicherheit im Schuß war eine Erbtugend in seiner Familie. Leidenschaft für die Jagd war es aber nicht allein, was ihn fortgetrieben, es war die lange Nase. Sie hatte ihn ganz melancholisch gemacht. Eine bedeutende Erbschaft hatte ihn wieder nach Deutschland geführt und zwar in die Villa bei der Stadt Vintlen, wo er einsam mit einem alten Erbdiener hauste. Zu der Villa gehörten übrigens mehrere Güter, die an das Stift Lachsbeek grenzten.

„Leider liege ich mit dem Stift in einem alten Prozeß", erzählte er. „Leider muß ich ihn gewinnen."

Dabei machte er ein ganz trübseliges Gesicht. „Die Frau Äbtissin hat alle meine Vergleichsvorschläge abgelehnt, denn sie glaubt an die Unfehlbarkeit einer alten Urkunde. Das Ding ist aber ohne Zweifel eine Fälschung."

Nun ward ich hellhörig. „Was sagst Du, eine Fälschung? Lachsbeeker Urkunde?"

„Wie kann eine Urkunde echt sein, die aus Magdeburg datiert ist", antwortete er, „während sich der Kaiser nachweislich in Ravenna aufhielt?"

„Ja, mein lieber Ovid", entgegnete ich, „das konnte die Urkunde freilich nicht, als wir beide noch zusammen Diplomatik hörten. Jetzt aber kennen wir die Kanzleigebräuche viel besser. Dieser Grund beweist eher Echtheit, als Unechtheit. Ein Fälscher würde sich schwerlich einen seltenen, aber doch vorkommenden Ausnahmefall zum Muster genommen haben. Ich muß das Original sehen und prüfen, sehen, ob der Kaiser den Vollzugsstrich zu dem Monogramm hinzugefügt hat, und ob der Kanzler die Rekognition eigenhändig geschrieben hat. Wo ist das Original — ich bin ja ausgesandt, die verlorenen Urkunden von Lachsbeek wieder aufzufinden. Hast Du das Original?"

„Nein, das ist verloren, die Äbtissin hat eine Abschrift aus dem Jahre 1810", erwiderte er.

Ich hätte beinahe den Tisch umgestoßen vor Erregung: „Aus dem Jahre 1810. Mensch, Ovid, besinne Dich genau, nach was für einer Vorlage ist das Ding geschrieben? Von wem?"

„Der Klostersyndikus hat die Abschrift genommen von einer Vorlage, die ohne Zweifel Anspruch darauf machte, ein Original sein zu wollen. Die alte Äbtissin, Gräfin Weichenberg, eine geschulte Zeichnerin, hat das Monogramm Kaiser Ottos hinzugezeichnet, und zwar sehr gut gezeichnet nach einer vorzüglichen Vorlage."

„Nun höre, mein Junge! Seit der Errichtung des westfälischen Königreiches galten die Urkunden für verloren. Hier ist aber ein direkter Beweis, daß sie nicht von den Franzosen geraubt sind, sie müssen im Kloster von der genannten Gräfin und dem Syndikus verborgen sein. Ich werde sie morgen wiederfinden! Ich habe schon eine Einladung von der jetzigen Frau Äbtissin. Kennst Du Frau v. Besing. Wes Geistes Kind ist sie?"

„Ich habe nie eine so feine, kluge, liebenswürdige alte Dame gesehen. Sie stammt noch aus der Goetheschen Spätzeit und ist viel in Weimar gewesen", antwortete Ovid.

„Dann laß morgen anspannen und fahre mit mir."

Ich sah deutlich Zögern und Mißbehagen auf dem Gesichte meines Freundes geschrieben. „Du hast Dich doch des

elenden Prozesses wegen nicht mit der hochwürdigen Frau verfeindet?“ setzte ich fragend hinzu.

„Durchaus nicht, Schwefelflitz, die Äbtissin will bloß nicht, daß es heißen soll, in ihrem Stifte sei gefälscht. Darum nimmt sie meinen Vergleich auch nicht an. Darin ist sie so fest, wie sie sonst liebenswürdig ist. Auch ihre Nichte hat sie nicht bewegen können, auf meinen mehr als billigen Vergleich einzugehen.“

„Ihre Nichte? Wohl eine von den alten Stiftsdamen?“

„Nein bewahre, Schwefelflitz“, entgegnete Korfmaker mit eigentümlicher Lebhaftigkeit, „zur Stiftsdame fehlen Fräulein von Tonnies die 16 Ahnen. Sie ist ja auch erst 18 Jahre alt.“

„Oh, dann wird sie entdeckungslustig sein und soll mir morgen suchen helfen“, rief ich vergnügt, „eine Gefährtin, das ist nett. Ist sie hübsch?“

Ovid sah mich seltsam von der Seite an und spielte nachdenklich mit den langen Bartzipfeln.

„Sei nicht leichtsinnig, Schwefelflitz“, sagte er sorglich wie ein Großvater. „Du hast nicht viel und sie hat gar nichts.“

Ich lachte hell auf.

„Lache nicht, Schwefelflitz, sie ist schön wie ein Engel.“

„Das halte ich für gar keinen Fehler“, versetzte ich sehr ernsthaft.

Na, ich hätte nicht, Jürgen Schwefelflitz sein müssen, um nicht genau zu wissen, wie es mit meinem alten Freunde Ovid stand.

„Sehr schön“, fuhr ich fort, als mein Freund in tiefes Schweigen verfiel, „Du läßt morgen in aller Frühe anspannen, und dann will ich in den alten Stiftsgebäuden suchen wie ein Suave oder Turko, der Schätze wittert. Du kannst dabei helfen und die junge Dame muß auch dabei sein. Wenn sie sich im Staube ihr Kleidchen verdirbt, darfst Du ihr ein neues schenken.“

„Mensch“, fuhr Ovid auf und sah mich an wie ein grauer Bär aus den Rocky Mountains. Er sprang auf und schritt hastig hin und her. Ich sah, er war so zornig, wie er über-

haupt werden konnte. Warum? Davon hatte ich keine Ahnung Nur das fühlte ich heraus, ich mußte ihm ernsthaft wehe gethan haben.

Plötzlich blieb er steif vor mir stehen und sagte heftig: „Wer hat Dir das mit dem Kleid erzählt? Du hast es in der Stadt gehört! Wir fahren morgen nicht, sondern Du gehst zu dem Schurken hin und machst ihm eine Bestellung von mir — oder — — —"

„Du höre mal, Korfmaker", sagte ich, „dies ‚oder' hättest Du Dir schenken können. Das gehört sich nicht. Im übrigen hat mir kein Mensch irgend etwas von Dir erzählt. Ich weiß nicht, was ich Dir gethan habe."

„Aber das Kleid, ich kann ihr doch kein Kleid schenken!"

Ovid sagte das in einem so aufrichtig wehmütigen Ton, daß ich mich nicht enthalten konnte zu lachen, während ich ihm die versöhnende Hand hinhielt. Er sah mir ins Auge und schüttelte meine Hand.

„Alter Junge, hättest Du mir doch meine Nase ganz abgeschlagen! Du hast Deine Sache schlecht gemacht. Sie ist mein Unglück! Ja, mit dem Kleid, das kannst Du nicht wissen, es ist jetzt gerade fünf Tage her. Am letzten Sonntag war's, bei der Äbtissin. Agathe hatte ihre Seidenrobe an, die ihr die Tante geschenkt hat, und die hat ja auch nicht viel zu verschenken. Die alte Äbtissin stand hier, da stand Agathe und schenkte ihr eine Tasse mit Milch ein. Da stand ich und sah wie die Heliotrop aus Agathens Haar fiel. Ich bückte mich, um sie aufzuheben und da fuhr ich mit meiner Nase gegen die Untertasse und stieß die Tasse um, und die Milch floß über das Seidenkleid und die Milch giebt solche Flecken. Ich kann ihr doch kein Kleid schenken. Sie ward rot, wie sie da stand. Sie hatte sich so zu dem Kleide gefreut und es stand ihr so schön und ich kann mich da doch nicht wieder sehen lassen."

„Erst recht, erst recht, Du mußt Dich doch entschuldigen."

„Aber sie wird mir böse sein, sie wird über mich lachen."

„Schwerlich, sie wird mehr Mitleid mit Dir haben, als mit dem Kleide, wenn sie ein gutes Mädchen ist."

„Ja, das ist sie“, sagte er im Tone vollster Überzeugung.

„Gut, Ovid, Du kommst also mit.“ — —

Und Ovid kam mit.

Lachsbeek sieht aus wie andere Stifte mehr: ein kleines Villenviertel mit alten und neuen Gebäuden, das sich an ein großes Dorf statt an eine Stadt anlehnt. Jedes Haus ist gartenumgeben, gut bekieste Fahrwege schlängeln sich hindurch.

Was Lachsbeek sein Besonderes verleiht, sind die alten zum Teil sehr gut erhaltenen Klostergebäude.

Turmlos, wie sich's für ein altes Nonnenkloster schickt, ragt die hohe doppelchorige Kirche empor, rein romanisch gebaut. Ein Gebäudeviereck lehnt sich an die eine Seite und umschließt den alten Friedhof mit seinen wundervollen Kreuzgängen. Daran stößt der Garten, welcher zur Wohnung der Frau Äbtissin gehört.

Die Aufnahme war freundlich und ich gestand mir sehr bald ein, Ovid habe mir nicht zu viel gesagt von Frau von Besings Liebenswürdigkeit. Ich hatte ihr aber auch Grüße von einer Jugendfreundin zu bestellen, die Priorissa eines Stiftes an der Ostsee war.

Zunächst plauderten wir über alle denkbaren Dinge, nur nicht über die Urkunden. Endlich fing die Äbtissin selber davon an — zu meiner Verwunderung aber gerade von dem streitigen Diplom. Unter anderen Umständen, in anderer Form hätte das nicht sehr passend sein können, so aber war es nur ein feines Mittel zu dem Zwecke, den gerade wortkargen Ovid ein wenig mehr ins Reden zu bringen. Er saß halb verlegen auf seinem Stuhle und schien etwas zu vermissen — ein Mangel am zweiten Frühstück war es jedenfalls nicht. Nach demselben legte uns Frau von Besing die Abschrift der Urkunde vor und hörte meinen kritischen Erörterungen aufmerksam zu. Ovid beanstandete, ich verteidigte die Echtheit. Die Äbtissin war klug genug zu verstehen, daß es mir damit Ernst sei.

Mit einem leichten Seufzer sagte sie schließlich: „Gleich wird meine Nichte hier sein und die Herren im Hause und

den alten Klostergebäuden herumführen. Sie weiß in jedem Winkel genau Bescheid. Ich habe aber keine Hoffnung, daß Sie etwas finden werden."

„Dann sollte es mir unendlich Leid thun, eine so große Störung im Hause gemacht zu haben, gnädigste Frau", erwiderte ich, „denn eine Störung wird es werden, auch wenn ich nicht gründlich zu Wege ginge."

„Was nennen Sie gründlich, Herr von Schwefelflitz?"

„Ja gnädige Frau, das ist schwer zu sagen Im Notfalle bitte ich um Erlaubnis, eine große Gießkanne mit Wasser in die Stube gießen zu dürfen."

„Ah, ich verstehe, Sie suchen nach Hohlräumen unter den Dielen. Das habe ich selber schon vor fünf Jahren thun lassen. Es war Schwamm im Hause und alle Dielen sind damals erneuert."

„Nun, dann muß ich alle Wände auf Schwindsucht untersuchen."

„Auch mit einem Auskultierrohr?"

„Gewiß, gnädigste Frau, hier habe ich es in der Tasche und einen leichten Hammer dazu. Die Räume hinter den Spiegeln und den Bildern haben oft geheime Lungen."

„So lege ich mein ganzes Haus vom Keller bis zum Dachfirst in Ihre Hände, Herr Doktor."

Indem ging die Thüre auf und eine junge Dame trat herein. Sie trug eine Zeichenmappe in der Hand. Sie war eher klein als groß, aber ungemein anmutig und lieblich. Engelgleiche Schönheit konnte ich auf dem feinen brünetten Gesichtchen allerdings nicht entdecken. Mich konnte sie noch nicht sehen, denn ich stand hinter einem hohen altmodisch gestickten Ofenschirm. Beim Anblick Ovids aber färbten sich die Wangen lebhafter. Frau von Besing stellte mich Fräulein Agathe von Tonnies vor und machte sie mit meiner Aufgabe bekannt, dann überließ sie uns der jugendlichen Führerin.

Zu führen verstand Fräulein von Tonnies, das muß ihr der Neid lassen. Ich glaubte schon gründlich zu sein, sie aber war noch gründlicher. Kein Spiegel, kein Bild, kein

Vorhang blieb ungetüpft, kein Fleck der Wände, wo nicht mein Hammer pochte, kein altes Möbel nach geheimen Schubfächern unbefühlt.

Es war um die Mittagszeit, als mir der sehnsüchtige Wunsch aufstieg: O Jürgen Schwefelflitz, Philosophiae Doktor, wärest du doch ein Weinreisender geworden!

Ohne Zweifel war das ein sehr berechtigter Gedanke, denn die Urkundenreise im Hause verhieß nichts mehr. Es war kurz vor dem Mittagessen.

Von der Wand schauten mich die Gesichter der alten Äbtissinnen an, die da in langer Reihe hingen. Von der ersten, die sich 1559 zu Luthers Lehre bekannt, gab es zwei Bilder, ein jugendliches und ein uraltes. Ich stellte allerlei melancholische Gedanken über den Lauf der Zeiten an und ließ Ovid mit dem Fräulein von Tonnies in der Fensternische plaudern, jedoch nicht ohne hin und wieder einen prüfenden Blick auf die beiden zu werfen.

Ovid war gerade wieder einmal verlegen. Er schien sich zu entschuldigen. Dann kam er lebhafter ins Reden und endlich reichte ihm das junge Mädchen errötend die Hand.

Warum giebt er ihr denn keinen Kuß? dachte ich und konnte den Grund nicht begreifen.

Noch wunderte ich mich darüber, da rief uns der Diener zum Mittagessen. Es war eine gute einfache Mahlzeit, die mit sehr altem Silberzeug bei angeregter Unterhaltung eingenommen ward. Alles war recht gut und schön, aber eines verstehen solche alten Stiftsdamen in der Regel nicht — nämlich wie durstig man bei solcher Urkundenreise werden kann. Sie haben obendrein meistens sehr guten alten Rotwein — von dem man gerne recht viel trinkt, wenn man auch keinen solchen Durst hat wie ich an jenem Tage.

Da will ich mich denn nun auch gar nicht besser machen wie ich bin. Ganz abgesehen davon, daß ich dem reizenden jungen Mädchen meinen guten Freund Ovid von Herzen gönnte, so freute ich mich bei Tische doch ganz besonders deswegen auf die Verlobung, weil diese der Äbtissin eine so angenehme Gelegenheit geben würde, eine Flasche Sekt auf

den Tisch zu setzen. Ich glaubte mich derer ganz würdig, denn ich hatte ja Ovid wieder nach Lachsbeek gebracht.

„Rate mal, Tantchen, was ich heute geschenkt bekommen habe“, sagte Fräulein Agathe strahlend vor Vergnügen.

— Ich notierte meine Aktien 10 Prozent höher. —

„Aber Kind, wie kann ich das raten“, sprach die alte Dame recht freundlich.

— Die Sekt-Aktien schnellten um 20 Prozent in die Höhe. —

„Ach etwas ganz Reizendes!“

— Was die Menschen doch für verschiedene Geschmäcker haben, dachte ich, reizend habe ich meinen langen Freund Ovidius Naso noch nie gefunden. —

„Aber was denn, Agathe?“ fragte die alte Dame.

„Denke Dir, Tantchen, als wir in der Bildergalerie waren, da hat mir Baron Korfmaker einen von seinen jungen Bolognesern geschenkt. Einen süßen kleinen Seidenspitz! Ist das nicht reizend? — Sie mögen wohl keine Hunde leiden, Herr von Schwefelflitz?“ klang es im Tone des Vorwurfs hinterher.

Ich hatte leise geseufzt und meinen Freund mit einem Blicke des Mitleids und des Vorwurfs angesehen: der Mensch, der! das Fräulein hatte er um die Verlobung und mich um den Sekt gebracht — der Mensch verschenkt einen Hund und nicht sein Herz. Wartet nur, Euch beide strafe ich noch!

Ehe ich noch antworten konnte, was mir um so schwerer ward, als mir ein Blick der Äbtissin verriet, daß sie die Spezialkunst alter Stiftsdamen, das Gedankenlesen, aus dem Grunde verstände, da sprach Frau von Besing schnell: „Mit dem reizenden kleinen Hündchen haben auch Sie mir eine Freude gemacht, Baron Korfmaker. Es ist ein anhänglicher Hausgenosse mehr, der in unserer Einsamkeit willkommen ist. Sehen Sie, Herr von Schwefelflitz, dieser Tag bringt uns doch Gutes!“

Die Frau Äbtissin hob die Tafel auf und geleitete uns in das Gartenzimmer, wo wir unsern Kaffee tranken. Die alte Dame zog sich dann zur Mittagsruhe zurück und wir drei gingen wieder an die Arbeit.

Es thut mir noch heute leid, daß ich nicht Muße hatte, mein ganzes Interesse dem Bau der doppelchorigen Kirche und den wundervollen Skulpturen widmen zu dürfen. Mein Interesse war völlig von meiner Aufgabe erfüllt. Ich fand auch wirklich ein vermauertes Fach, in dem ein paar Reliquienbehälter standen, deren einer in der Chronik von Lachsbeek eine große Rolle spielt. Bischof Bernward von Hildesheim hatte ihn im Jahre 1000 dem Kloster geschenkt. Die Schrift auf dem Pergamentblatt war genau dieselbe wie die des Codex, der dem alten Baron Landsberg in Münster gehört, den Bernward im selben Jahre mit eigener Hand schrieb.

Viel Spannung — viel Enttäuschung — und endlich eine beträchtliche Ermüdung.

„Wie wäre es, wenn ich den Herren jetzt ein paar Flaschen Bier holte“, sagte Fräulein Agathe, „wir könnten wohl ein Stündchen im Garten sitzen.“

„Wird es uns aber nicht zu dunkel für die Krypta“, wagte ich einzuwenden.

„Die Dunkelheit schadet nichts, denn wir müssen doch bei Kerzenlicht suchen, das eine kleine Luftfenster ist jetzt gerade durch einen Haufen Brennholz draußen versetzt. Darum wollte ich die Herren bitten, ob Sie nicht die Thüre eine Stunde aufsperren wollten, denn es ist so dumpfig da unten. Nehmen Sie sich aber mit der Thüre in dem Angelstein in acht, sie dreht sich leicht und fällt dann centnerschwer ins Schloß. Hier haben Sie die Schlüssel. Ich bin gleich wieder da und finde die Herren wohl in der Rosenlaube. Baron Korfmaker weiß sie zu finden.“ —

„Mit den Urkunden wird es heute nichts Genaues“, sagte Ovid auf dem Wege zur Laube.

„Mit Dir und ihr wohl auch nicht“, brummte ich übellaunig.

„So“, sagte Ovid.

„So“, sagte ich und damit schritten wir weiter.

„Mann des Unsterns“, sprach ich am Orte unserer Bestimmung und tippte mit dem kunstreichen Barte des fußlangen Schlüssels gegen meine Stirn, „warum hast Du Dir die Gelegenheit in der Bildergalerie und dann die andere in der

Nische des Kreuzganges entgehen lassen. Stand ich nicht ganz außer Hörweite in meine Arbeit vertieft? Dein Herz wolltest Du ihr schenken und bist mit Deiner Gabe auf einen Hund gekommen. Erlaube mir, daß ich das nicht begreife!"

„Aber ich thue das, Jürgen", sagte Ovid mit bedächtigem Ernst. „Das sind jedoch Angelegenheiten, die Du nicht verstehst."

„So, das bezweifle ich doch sehr stark. Sie zeigt deutlich genug, daß sie Dich gerne hat — und Spaß beiseite, ich halte Dich für einen Mann, der gerade dazu gut ist; ich meine geheiratet zu werden."

„Hm", machte Ovid, „und was weiter?"

„Ach was, was — was — weiter!" rief ich, „zum schmachtenden Werther taugst Du nicht. Wer wie Du einen grauen Bären mit einer Holzaxt erschlagen hat, der muß energisch vorgehen, sonst macht er keinen Eindruck. Ich sollte meinen, so viel Mut müßte ein Mann doch haben, daß er einem Mädchen sagen kann: sei mein!"

„Siehst du wohl, Schwefelflitz, du zeigst mir ganz deutlich, daß du von dieser Sache gar nichts verstehst. Ja, wenn ich wäre wie du — ganz gewiß, der Erfolg würde nicht fehlen. Ich glaube wohl, daß Agathe mir zugethan ist, aber ich glaube nicht, daß sie das selber klar weiß. Sie hört gerne und teilnehmend zu, wenn ich erzähle, und ist dann gefesselt. Wenn ich nun aber mit einer Erklärung herausplatze, wer steht mir dafür, daß sie nicht über meine Nase lacht? Und das hat sie noch heute gethan, gerade wie ich ihr in dem alten Refektorium ein gutes Wort sagen wollte, da fiel das Sonnenlicht schräg durch die bunten gemalten Fensterscheiben. Sie lachte plötzlich auf wie ein Kind und rief: o wie komisch, eben hatten Sie eine grüne Nase! Ich bin ganz überzeugt davon, sie wird an meiner Seite glücklich, oder mindestens zufrieden, aber im Sonnenlicht bei Tage könnte jetzt noch ein einziges Wort alles vernichten!"

„Na, denn fahre ich nach Doberan und hole Dir von dem Küster ein Stück der egyptischen Finsternis, die dort aufbewahrt wird", fuhr ich etwas ungerecht heraus, ließ ihn allein und schritt mit meinem Schlüssel der Klosterkirche zu.

Neun ganz schmale Stufen führten in der Mauer zur Krypta hinab, die eine schwere eisenbeschlagene Thüre verschloß. Das Schloß spielte leicht, denn die Federn und die Angeln waren gut geölt. Modrige Luft drang mir entgegen. Fräulein von Tonnies hatte recht, die frische Luft war notwendig; kaum war ich von der Thüre zurück, da begann sich der schwere Eichenflügel schon wieder nach inwendig zu drehen, so daß ich ihn so weit wie möglich aufsperrte und an die Wand lehnte. Ich schaute hinein in die egyptische Finsternis vor mir und erkannte nur zwei große kastenartige Gegenstände im Vordergrunde.

Während ich nun wieder zur Laube zurückwanderte, machte ich mir Gewissensbisse, daß ich Ovid eben einen so unfreundlichen Bescheid gegeben hatte. Sein Ideengang erschien mir schließlich ganz gerechtfertigt. Es lag doch eine stolze Bescheidenheit und tiefes Gemüt mehr in seinen Gedanken als in den Worten. Ovid würde nimmer ein entscheidendes Wort sprechen, wenn er nicht davon überzeugt wäre, Agathens Glück zu begründen. Sie war noch recht jung, noch ganz in dem Alter, wo eine reine Äußerlichkeit schwer in die Wagschale fällt. Mein Wort an den Freund reute mich. Ich wollte es ihm abbitten, aber da sah ich auch schon das Fräulein mit dem kühlen Getränke und dem Leuchter auf der Tablette herankommen. Es war zu spät. Da reute mein unbedachtes Wort mich doppelt.

Plötzlich kam mir ein Gedanke: gut machen, gut machen, die Doberaner können behalten, was sie haben. — — —

„Meine Tante läßt sich bis 8 Uhr entschuldigen", hörte ich Fräulein von Tonnies zu Ovid sagen, „der Klostersyndikus ist bei ihr in Geschäftssachen. Nach 8 Uhr hofft sie die Herren zum Abendessen zu sehen. Ah, da sind Sie ja wieder, Sie Unermüdlicher", wandte sie sich zu mir, „sehen Sie, da ist die Kerze. Haben Sie die Thüre auch sicher aufgesperrt?"

„Völlig sicher, gnädiges Fräulein", antwortete ich, „was sind denn das für unheimliche Kasten vorne in Gewölbe."

„O, die sind gar nicht unheimlich, es sind ein paar ganz morsche zerfallene Holzsärge. Als man in der Franzosenzeit

die ganz verfallene Krypta wieder entdeckte, ließ die Gräfin Weichenberg die Leichen mit dem zinnernen Sarge, der in dem hölzernen stand, herausnehmen und auf dem Friedhofe bestatten. Seitdem sind die alten Holzkasten da stehen geblieben. Stoßen Sie sich nicht daran, denn sie sind mürbe und würden eine Wolke von Wurmmehl geben, wenn sie zerfielen."

„Hm", sagte Ovid, „die Gräfin Weichenberg, die das Monogramm gezeichnet hat?"

„Ja, ganz dieselbe. Übrigens haben sie von den Holzkasten nichts zu hoffen, die sind ohne Deckel. Es ist nichts darin als Staub und Spinnenwebe."

„Warum sind sie denn nicht entfernt?" meinte Ovid.

„Erst sind sie vergessen und später wollte ich das nicht, denn ich gedachte Geld damit zu verdienen. Das habe ich jetzt auch gethan!" rief das Fräulein vergnügt. „Ich habe ein Bild von der Krypta gemalt und dienten mir die Särge als Staffage. Eine betende Nonne habe ich hinzu phantasiert. Wir haben noch ein altes Ordenshabit aus der katholischen Zeit. Da hinein habe ich die Tochter unseres Pastors gesteckt und sie hat mir gesessen, oder richtiger gekniet. Denken Sie, ich habe in Kassel auf der Kunstausstellung 200 Mark dafür erhalten. Ja, Herr Baron, ich werde mich schon durch die Welt schlagen, wenn ich auch keinen Stiftsplatz habe. Selbstverdientes Geld, das macht Freude."

„Ja, zumal das erste Honorar", sagte ich mitfühlend. — Ovid machte ein sehr ernstes Gesicht und pflückte eine Rose von der Laube.

„Hat die Nonne auf dem Bilde nicht große blaue Augen und Thränen am Augenlid, die im Lampenschein glänzen gnädiges Fräulein?" fragte ich.

„Ja, woher wissen Sie das?"

„Weil eine Cousine von mir das Bild gekauft hat. Es ist viel, sehr viel Stimmung darin!"

„O das freut mich, — aber wie wäre es, meine Herren, wenn wir jetzt hingingen und das Feld meiner Thätigkeit in Augenschein nehmen?"

„Gerne, sehr gerne", stimmte Korfmaker zu.

Fräulein Agathe ergriff den Leuchter und sagte: „Die Schachtel mit Zündhölzern stand in der Stube, wo Tante mit dem Syndikus verhandelte, da wollte ich nicht stören. Ich wußte ja, Sie hatten Streichhölzer in der Tasche, denn Sie zündeten Ihre Kaffee-Cigarre damit und nicht mit dem Lichte an. Hoffentlich war die Cigarre doch rauchbar?"

„Ich habe in keinem Stifte, von allen den vielen, eine so gute Cigarre bekommen", antwortete ich eifrig, steckte das Licht an und legte die Schachtel mit dem Feuerzeug auf den Tisch.

Agathe und Ovid waren schon einen Schritt voraus.

In diesem Augenblicke zum ersten Mal hatte ich meine Aufgabe völlig vergessen und dachte an ganz etwas anderes als die Urkunden von Lachsbeek.

Prüfend befühlte das Fräulein die Thüre, ob sie auch fest stände, dann führte sie uns in die Krypta, die eine der berühmtesten unterirdischen Kirchen von ganz Deutschland ist. Sie verstand, auf alles Sehenswerte aufmerksam zu machen, und ich mußte mir eingestehen, die junge Dame hatte ebensoviel Kunstgeschichte im Kopf, wie mein Freund, der wirklich davon etwas wußte. — „Es ist gut, daß du die Thüre vorher ein Stündchen geöffnet hast", sagte Ovid, „dumpf ist es noch immer. Hier über dem leeren Sarge ist es am frischesten, da geht die Zugluft nach dem versetzten Fenster."

Auf dem Rande des zweiten Sarges da stand die Lampe des Bildes mit ihrem flackernden, unruhigen Licht, „gnädiges Fräulein", setzte ich hinzu, „ich darf wohl das Licht dort auf die Kante stellen, um den Effekt zu sehen, den die Beleuchtung auf dies merkwürdige Säulenkapitäl macht?"

„Ja, aber nehmen Sie sich in acht, daß es nicht herunterfällt. Treten Sie nicht auf die Bretter, dann stürzt es. Sie haben doch die Streichhölzer bei der Hand, Herr von Schwefelflitz?"

„Ach die Streichhölzer — die Streichhölzer, wie man zerstreut sein kann. Sie müssen bei dem großen Schlüssel auf dem Tisch liegen. Ich will schnell hinlaufen und beides holen."

Ohne den Ruf zu verstehen, der mir in die Ohren drang, stolperte ich vorwärts über die Bretter und fiel dann gegen die

Thüre, gewann die Stufen und war mit zwei Sprüngen oben im Sonnenlicht.

Hinter mir dröhnte ein schwerer Schlag.

Mit hastigen Schritten eilte ich der Rosenlaube zu.

Kühn und meines Erfolges sicher nahm ich die Schachtel mit Streichhölzern und brannte mir eine Cigarre an.

Tabak ist ein nachdenkliches Kraut und Isaak Marvel — der Heinrich Seidel unter den Yankees — hat dabei seine reizenden Träumereien eines Junggesellen ersonnen. Und auch ich begann zu träumen. Aus dem öden, leeren Raume der Krypta sproß ein großer Rosenbaum des Glückes, der zwei gute und edle Menschen überschatten sollte. Und ich sah mich selber als alten Familienonkel bei Korfmakers unter dem Rosenbaum sitzen — und sie alle hörten meinen vielen Erlebnissen zu.

Das waren niedliche Träume, wie sie ein armer Junggeselle gerne hat. Die Cigarre, kaum angebrannt, war mir darüber ausgegangen.

Ein Zug an einer kalten Cigarre ruft eine störende Disharmonie im Gemüt hervor.

Unter dem Bilde des Petermännchens im Schweriner Schlosse steht: Quid si sic, das heißt wie, wenn so?

Wie aber, wenn unter meinem Traumbilde ein „Wie, wenn nicht so" stände? Oder, wie, wenn nicht ganz so?

Ich sah nach der Uhr — neun und eine halbe Minute verflossen. — Für das „Wie, wenn so" zu wenig, — für das „Nicht so" viel zu viel. — Auf alle Fälle, mein Freund Jürgen Schwefelflitz, womit entschuldigst du dich? Das kann ja nicht schwer halten, denn die Urgroßmutter deiner Urgroßmutter war ja eine geborene Münchhausen.

Ich sann und sann, und je mehr ich sann, um so lebhafter cirkulierte mein Blut, die Pulsadern schlugen schneller, mein Herz hämmerte und in den Schläfen pochte es.

Jürgen, mein Junge, wenn du nur nicht einen ganz dummen Streich gemacht hast! Mir war zu Mut, wie dem römischen Dichter Horaz in der berühmten Schlacht.

Ich sah wieder nach der Uhr — jetzt war eine Viertelstunde verronnen. Es gab kein Rückwärts mehr.

Da kam mir ein rettender Gedanke. Hatten wir nicht bei Tische über die Zerstreutheiten berühmter Gelehrter gescherzt und gelacht, hatte ich nicht die allerscherzhaftesten Anekdoten erzählt? Ja gewiß, und Korfmaker hatte gesagt: wenn Du erst ein berühmter Mann bist, wirst Du auch noch zerstreut. Warum sollte nicht ein unberühmter Mann auch einmal zerstreut sein können?

Ich sah den Grund nicht ein. Da spielte mir der Zufall einen Zeugen meiner Zerstreutheit in den Weg.

Eilig schritt der Klosterverwalter mit einem Bündel Gutsrechnungen oder sonstigen Akten an mir vorüber. Er wollte ohne Zweifel zur Frau Äbtissin. Mit einem Sprunge hatte ich ihn erreicht und den Zeigefinger meiner Linken in sein Knopfloch gehakt.

„Sehen Sie, Herr Professor, die Kaiserurkunden von Lachsbeek stellen sich dem Diplomatiker aus siebenundzwanzig Gründen als echte Originale dar. Der erste dieser siebenundzwanzig Gründe ist dieser — — —"

„Aber Sie irren, Herr Doktor", sagte der Klosterverwalter.

„Nein, ich irre durchaus nicht, Herr Professor, denn der zweite Grund ist so beschaffen — —"

„Bitte, entschuldigen Sie, Herr Doktor, ich muß zur Frau Äbtissin —"

„Gewiß, Sie müssen die Frau Äbtissin davon überzeugen, daß das dritte meiner siebenundzwanzig Argumente — —"

„Ich habe aber gar keine Zeit zu verlieren."

„Sie verlieren weder Zeit noch den Prozeß."

Mit dem Worte Prozeß hatte ich das Richtige getroffen, das fesselte den Mann, und nun begann er seine Ansicht auseinanderzusetzen. Ich dagegen mußte hören und auf allerlei Fragen antworten. Endlich riß er sich los von dem Thema und enteilte.

Zwanzig Minuten — Das ist schon etwas!

Nun habe ich eine köstliche Entschuldigung, und dann meine Zerstreutheit.

Wenn alles schief geht — —

Wieder packte mich die Angst.

Mich überkam ein schauderhafter Gedanke: „In der Bildergalerie hat Ovid ihr einen Seidenspitz geschenkt, am Ende schenkt er ihr aus Verlegenheit in der Krypta eine Milchkuh!"

„Langgebeint mit großen Sätzen" stürmte ich jetzt auf die Pforte der Krypta zu. Der Schlüssel knirschte im Schloß, und eben in den Raum getreten, ließ ich das Streichholz aufflammen.

Ovid und Agathe standen mitten im Raume. Das Licht blendete sie. Mir brannte es an den Fingern und erlosch im Fallen.

„Bitte tausendmal um Entschuldigung, ich — ich bin so zerstreut", stotterte ich.

„Wie konntest Du so lange wegbleiben. Wir haben hier wohl ganze fünf Minuten im Dunkeln sitzen müssen", tönte meines Freundes ehrenfeste Stimme aus den Fenstern.

„Fünfundzwanzig Minuten waren ihm wie fünfe", lachte jubelnd der kleine Schalk in mir.

„Ich will Licht machen", rief ich hastig.

„Das Licht muß Dir zu Füßen liegen", sagte Ovid, „ich stieß gegen den alten Holzkasten; der ist in Trümmer gefallen. Ich glaube, wir sind sehr staubig geworden."

Ich bückte mich und ließ den Tändstick leuchten. Da lag das Licht mit dem silbernen Leuchter. So, jetzt brannte es. Aber was war das? Im Scheine der Kerze erblickte ich aus dem wurmzerfressenen Holze etwas Gelbliches hervorragen. Meine Hand tastete darüber hin. Pergament — mehr Pergament, Wachssiegel — die Urkunden von Lachsbeek!

„Ich habe sie, ich habe sie gefunden, hurra!" schrie ich im Feuereifer des Diplomatikers. — Ein paar dunkle Gestalten huschten an mir vorüber. Es mußten wohl Ovid und Fräulein von Tonnies sein. Aber das war jetzt vollständig gleichgültig, ich hatte die Urkunden. Sie waren in dem doppelten Boden der alten Särge verborgen — verborgen und schließlich vergessen. Armweise trug ich den Schatz in die Rosenlaube — das ganze Urkundenarchiv von Lachsbeek!

Mit fiebernder Hast wühlte ich in dem Wust, bis ich das Diplom Kaiser Ottos in der Hand hatte.

Jetzt schwand die Welt um mich. Buchstabe für Buchstabe, Zeile für Zeile prüfte mein Auge. Da war das Monogramm und richtig dort der Vollzugsstrich, den der Kaiser vielleicht ein Jahr nach der Ausfertigung hinzugemacht hatte. Die Rekognition war unverkennbar echt.

„Die Frau Äbtissin lassen bitten zum Souper", sagte der alte Diener plötzlich hinter mir, „die Herrschaften warten schon lange."

„Ah — ah — ah", sagte ich, halb unwillig, halb erstaunt aufblickend.

„Ja, der Herr Baron sitzen schon eine Stunde hier draußen und haben mich vor einer halben Stunde weggeschickt", sagte der Bediente im respektvollsten Tone des Vorwurfs!

„Wie die Zeit läuft, das hatte ich nicht gedacht!" sagte ich, noch halb in die Arbeit vertieft.

Der gute Bediente war aber unerbittlich, er bürstete mein Zeug ab und half mir die Pergamente in das Haus tragen.

„Gefunden, gnädigste Frau Äbtissin, alle Urkunden. Es ist nicht gefälscht, das Otto-Diplom — völlig echt. Dies ist ein Tag des Glücks!"

„Ja, das ist ein Tag des Glückes", sagte die alte Stiftsdame mit ihrer sanften, freundlichen Stimme. Das klang so feierlich, froh, daß ich mich überrascht umsah. Es war eine kleine Gesellschaft in dem hellerleuchteten Saale versammelt hnd mitten drin stand mein Freund Ovidius, Fräulein Agathe hatte den Arm in den seinen gelegt und sah errötend zu Boden.

„Meine Braut — wir haben uns verlobt", sagte Ovid.

Ich war ganz überrascht und mußte mich ernstlich besinnen, wie das gekommen war.

Man erlebt manchmal merkwürdige Dinge auf solchen Urkundenreisen.

Druck von Bär & Hermann in Leipzig.

Druck von Bär & Hermann in Leipzig.

Bögl

Buchwald, Gustav von

Villa Möhl und mehr Von Gustav und Ina von Buchwald

Leipzig 1896